L. O. Germ. 1106 r
9 2 2 m
Pusthuchen
P. o. germ. 1106 r-2

<36623565820017
<36623565820017
Bayer. Staatsbibliothek

Wilhelm Meisters

Meisterjahre.

Zweiter und letzter Theil.

Quedlinburg und Leipzig 1824,
bei Gottfried Basse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ungefähr zwei Posten von Voghera auf der Straße nach Genua, da, wo die Borchetta, das unzugänglichste, steilste und höchste Gebirge der Appeninen, ihren Anfang nimmt, liegt Tortona. Die reiche, blühende und unabhängige Stadt ist jetzt ein todter, verfallener Flecken von kaum 8000 Einwohnern. Die Festung auf einer Anhöhe jenseit der Scrivia, wo in früherer Zeit das edle Haus der Balsamos herrschte, liegt in Trümmern; nur Ruinen bezeichnen das Grab der edlen gräflichen Familie, die einst Tortonas Flor und Ansehen begründete. Auf einem steilen abgelegenen Pfade, durch wild verwach-

sene Gesträuche gelangt der Wanderer nach manchen Kreuz- und Querzügen auf die Anhöhe. Ungeheure Steinmassen, die Überreste des gräflich Balsamoschen Schlosses, bieten sich hier dem Auge dar, sie scheinen der Ewigkeit trotzen zu wollen und geben doch selbst den Beweis, daß Alles Irdische vergänglich ist.

Eduardo Balsamo war der letzte glückliche Beherrscher dieser reichen Grafschaft. Gleich wie das Schicksal diesem Helden Ehre, Ruhm, Macht und Ansehen verliehen hatte, in eben demselben Grade war Eduardo Balsamo ein glücklicher Gatte und Vater, aber er verdiente auch sein Glück. Die Regierungsgeschäfte, die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen, für sein Ansehen bei den andern Fürsten Italiens, vermochten nicht seinen Charakter unempfänglich für die Freuden des häuslichen Lebens zu machen; in der Liebe seines Volkes, sei-

ner Gattin und seines Sohnes suchte und fand er den Lohn seiner Thaten.

Arnolpho, der Sohn dieses Helden, war bereits zum Jüngling herangereift, von der Natur hatte er eine hohe schöne Gestalt und ein offenes, allen guten Eindrücken empfängliches Herz, zum Geschenk erhalten. Die große Seele des Jünglings war durch das Beispiel und durch die Erziehung des Vaters reich mit Tugenden ausgestattet worden und so war Arnolpho an Körper und Charakter das treuste Abbild des edlen Vaters.

Schon seit einiger Zeit brannte der Jüngling vor Begierde, seinen Durst nach Thaten zu stillen. In Italien herrschte Ruhe, kein Feind bedrohete das glückliche Land, nur in dem angrenzenden Deutschland war ein verheerender Religionskrieg ausgebrochen; diese Gelegenheit ergriff Arnolpho; auch die Sehnsucht, die Welt jenseits der

Appeninen kennen zu lernen, war in ihm erwacht und er bestürmte daher den Vater mit Bitten, ihn zu dem deutschen Kaiser ziehen zu lassen, und mit diesem für seine Religion zu kämpfen. Den Wunsch des Sohnes billigte der Vater. Auch er hatte in seiner Jugend das Schwert tapfer geschwungen, manchen Feind besiegt und Ruhm sich erkämpft, auch er haßte die Feinde des wahren Glaubens und so ließ er gern mit seinem väterlichen Segen den Sohn hinausziehen in die Welt und in den Kampf, damit er seinen Durst nach Thaten stillen sollte. Schwerer wurde dem mütterlichen Herzen, sich von dem geliebten Sohne zu trennen, doch des Vaters Gebot, des Sohnes Wunsch besiegten die Thränen der Mutter und nach mancher zärtlichen Umarmung ließ sie ihren Arnolpho in die Fremde wandern.

Voll schöner Hoffnungen, schwelgend

im Traume des reichlich zu erwartenden Glückes riß sich der Jüngling aus den Armen der liebenden Eltern, warf sich auf sein muthiges Roß und trabte hinaus in die weite Ferne, Ehre und Ruhm sich zu erbeuten und des Namens seiner Väter würdig zu machen. Zwanzig Sommer zählte Arnolpho, als er das väterliche Schloß verließ und nur der Abschied von seinen guten Eltern, von den Tummelplätzen seiner Jugend kosteten ihm Thränen, ihm war noch der Liebe beseligendes Gefühl nicht bekannt, noch hatte kein weibliches Wesen einen Eindruck auf sein Herz gemacht, und leicht und fröhlich zog er daher über die Appeninen nach dem Hoflager des deutschen Kaisers.

Des Jünglings Name, seine ritterliche Tugend und das kräftige Benehmen gewannen ihm bald eine Hauptmannsstelle in dem Heere des Kaisers. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich der junge Italiener vortheilhaft

aus und manchen Sieg hatte das Heer der Rechtgläubigen des Jünglings Tapferkeit, Muth und Besonnenheit zu danken.

Ein Waffenstillstand gebot dem Blutvergießen endlich Halt, das Heer bezog die Winterquartiere, um sich zum neuen Angriff zu stärken und Arnolphen führte das Schicksal nach einem kleinen, anmuthigen Landstädtchen. Er war in dem letzten Treffen durch eine feindliche Flintenkugel am Arm verwundet. Glücklicherwise hatte man ihn eben nach diesem Städtchen in das Haus eines wackern Mannes gebracht, der früher selbst Officier war, und nun an den Leiden des Jünglings herzlichen, warmen Antheil nahm. Der alte Selinor sorgte väterlich für den Verwundeten und Mariane, seine sechzehnjährige Tochter, theilte mit ihm die Pflege desselben. Sehr zur gelegenen Zeit kam der Waffenstillstand, denn unmöglich hätte Arnolpho in ruhiger Sorglosigkeit die

Heilung seiner Wunde abwarten können, während er seine Kriegskameraden, die Anhänger und Vertheidiger seines Glaubens in Gefahr und Kampf wußte, und das hätte des Jünglings Genesung gewiß verzögert, oder vielleicht gar unmöglich gemacht. So aber, wie die Sache jetzt stand, wo Friede wenigstens für den Augenblick allen Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, fügte sich Arnolpho gern in die Nothwendigkeit, auf einige Zeit ganz der Ruhe sich zu widmen.

Unmittelbar tödlich war die Verletzung am Arm nicht, aber durch Nachlässigkeit und Sorglosigkeit hätte sie es leicht werden können.

Mariane, welche sich das Recht nicht nehmen ließ, pflegte, ungeachtet der Besorgnisse des gutmüthigen Wundarztes, den Gast, als wäre er ihr Bruder; sie saß an seinem Bette, legte den Verband mit zitternder Hand

um den Arm des kranken Jünglings, und Purpurröthe überzog das zarte Antlitz, wenn ihr reines Auge dabei dem schmachtenden Blicke des blassen Arnolpho begegnete. Je öfter sich die Blicke Beider begegneten, je wärmer und herzlicher Mariane für den Kranken sorgte und ihn pflegte, um so inniger auch und zärtlicher wurde das Verhältniß zwischen Arnolpho und seiner lieben Wärterin.

Zweites Kapitel.

Marianens Freundlichkeit, ihr Liebreiz, ihr stilles Betragen hatten einen mächtigen Eindruck auf das Herz des Jünglings gemacht. Mit Wohlgefallen weilte sein Auge auf der lieblichen Gestalt der Jungfrau, und auch sie fühlte sich besiegt von des Italieners Feuerblick.

Drei Monate hatte Arnolpho an seiner Wunde darnieder gelegen, endlich wurde der letzte Verband abgenommen und der Wundarzt erklärte ihm seine Freiheit. Ein freudiger Schreck durchzuckte gleich einem Blitze das Antlitz der holden Mariane und verrieth

so die stille Neigung, die sie im Busen für den schönen Jüngling hegte.

Arm in Arm ging Arnolpho mit Marianen am ersten Abend seiner Genesung in den einsamen Gängen des Gartens und erschöpfte sich in herzlichen Danksagungen für die zärtliche Pflege des lieben Mädchens. „Theure Mariana!“ — rief Arnolpho, „Euch allein verdanke ich meine glückliche Wiederherstellung, ohne Eure Milde, ohne Eure Sorgfalt läge ich vielleicht jetzt noch auf dem Krankenlager, geplagt von Schmerz und Unruhe. Wie soll ich Euch lohnen für das Gute, das ihr einem Fremden so liebreich erzeigtet? Ich bin hier allein, weit entfernt von meinem Vaterlande, weder Mutter, Schwester noch Bruder konnten mir Hülfe in meinen Leiden bringen, da fand ich Euch und Ihr waret mir Mutter, Schwester und Bruder.“

„Ich erfüllte nur die Pflicht der Men-

schenliebe," entgegnete Mariane, „was bedarf es da des Dankes, schweigt davon, ich bitte Euch. Euer mildes, freundliches Auge, Euer blasses Gesicht und der blutende Arm empfahlen Euch uns und gern erfüllte ich meine Schuldigkeit; leider war diese nur gering, doch mit Freuden hätte ich alles, ja Alles, für Euer Leben gewagt."

„Mariane, darf ich es glauben? So liebreich waret Ihr gegen einen Fremden?"

„Fremden? Eure Leiden machten Euch zu meinem —" hier senkte sich das Auge der Jungfrau, eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht und mit zagender Stimme setzte sie hinzu — „Bruder." Während dieses Gesprächs hatte Arnolpho unwillkührlich, vom geheimen Drange seines Herzens getrieben, den Arm um den Nacken Marianens geschlungen, sie wehrte es nicht ab, lehnte ihr Köpfchen an die Schulter des Jünglings und seufzte tief. Ein Augenblick, und

Beide lagen sich in den Armen, ein seelenvoller Kuß vereinigte die Herzen Beider. Die Liebenden hatten sich gefunden, ihr Gefühl hatte sie überwältigt, was bedurften sie da der Sprache?

Selige Tage verstrichen jetzt den Liebenden. Der Vater Marianens hatte durch das Geständniß Arnolphos das Geheimniß erfahren. Lange widerstand der alte Selinor dem Flehen Beider; er rief dem Jüngling seine erhabene Geburt ins Gedächtniß, predigte über Mißheirathen, über die Armuth und Dunkelheit seines Standes, über Mariens Einfachheit. — Vergebens; der glühende Italiener hatte sich einmal sein Ziel gesteckt, das mußte er erreichen oder untergehen. Es war des Jünglings erste, heiße Liebe, die so gewaltsam seine Vernunft in Fesseln geschlagen, und was dachte der zwanzigjährige Arnolpho auch an Convenienzen oder Mißheirathen? Mariane war

ihm erschienen wie eine Heilige, es war die erste schöne Jungfrau, die so liebend sich ihm hingegeben, deren Seele ihm so offen dalag, und ihr Besitz schien ihm jetzt das höchste Glück, das schönste Ziel seines Lebens.

„Nun denn!" rief der alte Selinor, „so nimm sie denn hin mit meinem Segen, doch vergiß, Arnolpho, Deine biedern Eltern nicht. Auch ihnen kommt hierbei eine Stimme zu, und leider fürchte ich, sie werden niemals die Vereinigung meiner, eines armen Soldaten Tochter, mit Dir, dem mächtigen Grafen Balsamo, zugeben."

„Mein Vater!" entgegnete Arnolpho, „da kennt Ihr meine Eltern schlecht. Mein Wunsch ist auch der ihre. Was fragen wir nach Stand und Geld? Das Herz meiner Mariane gilt mir mehr, als wäre sie eine Fürstin."

— „Bald beginnt auf's neue der Krieg,

nur wenige Wochen noch dauert der Waffenstillstand, dann, Arnolpho, mußt Du wieder hinaus, Deiner Pflicht gemäß in die Schlacht und die Geliebte verlassen. Wer weiß, was uns Allen das Schicksal bis dahin bestimmt hat. Ziehe hinaus, Arnolpho, ich werde Dir Deine Mariane bewahren, und ist der Friede errungen, hast Du Deiner Pflicht genügt und herrscht Ruhe in meinem Vaterlande, dann laß uns aufmachen und nach Deiner Heimath zu Deinen Eltern reisen, dort will ich Dir dann mit Freuden am Altare mit Beistimmung der Deinigen mein Kind zur Gattin geben."

Arnolpho mußte, so ungern er es auch that, sich dem Willen des Vaters seiner Mariane fügen. Die wenigen Wochen waren verstrichen, schon hörte man überall Waffengetöse, Anstalten, Rüstungen zu neuen Kämpfen wurden gemacht, und auch Arnolpho erhielt Befehl, mit seiner Schaar dem

Feinde entgegen zu eilen. Schwer wurde den Liebenden der Abschied. Noch spät am Abend lagen Beide in süßem Selbstvergessen einander in den Armen, heiße Küsse wurden gewechselt, Begierden erwachten, des Italieners Adern durchrollte Feuer, Mariane war der Besinnung nicht mächtig, ergab sich dem stürmenden Jüngling und — der Engel der Unschuld löschte das Lämpchen der Jungfrau.

Drittes Kapitel.

Aufs Neue wüthete der Gott des Krieges. Das schöne Deutschland, wo Friede, Ruhe, Kunst und Wissenschaft ehemals blühete, bildete jetzt nur ein Schlachtgemälde. Der Friede war gewichen, die Ruhe dahin, und Kunst und Wissenschaft flohen vor dem Geräusch der Waffen. Die Verheerung des Landes war groß, der Mangel, das Unglück der Landbewohner stieg immer mehr und mehr, und noch war der Sieg unentschieden. Unter dem Panier des Kaisers focht Arnolpho tapfer, er ward bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, ihn beseelte Muth und Liebe,

er scheuete keine Gefahr, und war immer der Erste in den feindlichen Schaaren.

Das Kriegsglück war auf beiden Seiten bisher gleich gewesen und mit Recht vermuthete man daher, es stehe ein langwieriger Kampf noch bevor, ehe die Fackel des Krieges erlöschen würde, da wider alles Erwarten — ertönt der freudige Ruf: Friede, Friede! und mit dankendem Herzen stimmt das ganze Deutschland in diesen Ausruf: Friede, Friede!!

Wahrscheinlich verdankte das unglückliche Land dieses Glück einem geheimen diplomatischen Unternehmen; doch wie es gekommen? wodurch dieser Friede bewerkstelligt? blieb lange Zeit für die Welt ein undurchdringliches Geheimniß.

Süß klangen unserm jungen Arnolpho die Töne des Friedens, sein sehnlichster Wunsch schien erreicht, er fühlte sich glücklich, selig und konnte die Zeit nicht erwar-

ten, wo er seinen Abschied erhalten und zu seiner innig geliebten Mariane zurückkehren würde.

Bisher war das Glück dem Jüngling gewogen, selbst die Verwundung in der Schlacht hatte mittelbar zu seinem Heile beigetragen, denn er lernte ja eben dadurch die schöne Mariane selbst, und ihr edles Herz kennen, und war Mariane ihm nicht das höchste Glück?? — Fortuna ist ein Weib, Eifersucht beherrscht sie, und ihrem Charakter getreu wandte sie plötzlich dem bisher so treu geleiteten Jünglinge den Rücken, um ihn nie wieder ihres Anblickes zu würdigen, nie wieder mit einem Lächeln zu beglücken.

Arnolpho hatte schon Anstalten zur Reise nach Marianens Wohnort gemacht, und eben wollte er sich zur Ruhe begeben, um zur morgenden Fahrt sich zu stärken und von angenehmen Träumen, Gaukelbildern

der Zukunft, sich unterhalten zu lassen; da meldete ihm sein Hauswirth die Ankunft eines reitenden Boten aus Italien mit Briefen an den jungen Grafen. Der Jüngling, Nachrichten von Hause erwartend, ließ unverzüglich den Boten vor sich kommen. Pedro, der alte Kammerdiener des Grafen, trat in Arnolphs Zimmer.

„Pedro!" rief Arnolpho, „Pedro, Du hier? Was bringst Du mir für Nachrichten? Wie geht es in meiner lieben Heimath?"

Pedro zuckte die Achseln.

„Wie? Du sprichst kein Wort, zuckst mit den Achseln? Um Gottes willen, Alter! welch Unglück führt Dich zu mir her?"

„Mein guter Herr!" — rief gerührt der alte Pedro aus, und wischte sich eine Thräne aus den matten Augen, — „Nein, nein ich kanns nicht sagen, da lesen Sie

selbst," und hiermit übergab er dem erschrokkenen Jünglinge einen Brief seiner Mutter.

Rasch entfaltete Arnolpho das Schreiben. Viel Unglück war für Arnolpho in den wenigen Zeilen. Mit Anblick dieses Briefes sollte er ungesäumt mit Pedro nach Tortona zurückkehren, denn sein Vater, der alte Graf, läge bereits seit acht Tagen sehr krank darnieder, der Arzt hätte alle Hoffnung aufgegeben, und nun verlange der Vater sehnlich nach seinem lieben Sohne, um vor seinem Ende ihn noch einmal sehen und segnen zu können.

Mächtig erschütterte diese Nachricht den Jüngling, gefangen sah er sich jetzt, eingeschlossen von zwei für diesen Augenblick entgegengesetzten Pflichten. Auf der einen Seite warf der kranke Vater in seiner letzten Stunde voller Erwartung den Blick in die Ferne, um den geliebten Sohn noch einmal in

die Arme drücken zu können, noch einmal, ehe der Tod ihn in das Reich der Schatten führte. Die Kindesliebe zog Arnolphon nach dem Krankenlager des Vaters. Auf der andern Seite stand die geliebte Mariane und wartete mit klopfendem Herzen ihres Theuern, ihre zarten Arme waren schon geöff- net, ihn zu empfangen; Arnolpho malte sich die Scenen des Wiedersehens in seiner Phan- tasie mit freundlichen Farben aus, und er schien alles zu vergessen, um in die geöff- neten Arme seines Mädchens sich zu stür- zen. Doch nein, der edle Jüngling focht muthig in diesem Kampfe und siegte. Die Kindesliebe behielt die Obergewalt, das Bild des kranken, sterbenden Vaters ver- drängte aus seinem Innern die schönen Phantasiegemälde des Wiedersehens sei- ner Mariane und entschlossen war er so- gleich, statt der Reise zu seinem Mäd-

chen, die Fahrt nach seiner Heimath anzutreten.

In einem zärtlichen Briefchen meldete der Jüngling mit wenigen Worten seiner Mariane den Unfall, der ihn betroffen und ihn zur schleuniger Rückreise nach Italien nöthige, wiederholte ihr die Schwüre seiner ewigen Liebe und versprach so schnell als nur möglich zurückzukehren.

Mit der größesten Eile besorgte er seine Angelegenheiten, ließ seine Sachen packen, spornte auch Pedron, der sich gern erholen wollte, zur Rückreise an, sorgend, daß es vielleicht zu spät sey und er den Vater nicht mehr am Leben finden könne. O jede Minute war ihm kostbar, schien ihm jetzt Geldes werth und ehe noch der Morgen zu tagen begann, fuhr er in Gesellschaft des Alten, in einem mit vier raschen Pferden bespannten,

leichten Wagen zum Thor hinaus, immer nach Süden, der lieben Heimath zu.

Viertes Kapitel.

Ohne Aufenthalt ging die Fahrt vorwärts. Tief eingehüllt in seinen Reisemantel saß Arnolpho in der einen Ecke des Wagens, in dumpfes Hinbrüten verloren. Er achtete nicht auf den in dem andern Winkel sorglos schlafenden Pedro, und machte zuweilen seinem gepreßten Herzen Luft durch einen Seufzer, den er mit dem Namen Mariane begleitete. Dem träumenden Diener entging dieser Ausruf nicht und, vermöge einer von der Natur ihm verliehenen Schlauigkeit, setzte er zu diesem Seufzer und zu dem Namen Mariane einen Roman hinzu, dessen Held an seiner Rechten saß. Erfahren

war Pedro in dieser Hinsicht, darum verrieth sich der Pfiffige auch nicht durch plötzliches Aufwachen, nein, er schien ruhig fortzuschlafen, schmunzelte ein weniges und bauete im Stillen Pläne, wie er dem Jünglinge sein Geheimniß entreißen, wie er dasselbe dann der gnädigen Frau Mama mittheilen und welchen Vortheil in pecuniärer Hinsicht er, der Vertraute und Spion, sich versprechen könnte.

Ein unsanfter Stoß gab ihm Gelegenheit, mit Manier aus dem quasi Schlafe zu erwachen und ein Gespräch mit seinem Herrn anzuknüpfen.

Pedro holte weit aus, da er sah, wie finster, in sich gekehrt und nachdenkend sein Herr da saß; er erzählte ihm einiges von der Heimath, worauf Arnolpho nur wenig Acht gab, und ließ unter andern fallen, die gnädige Frau Mama habe schon daheim

ein schönes und reiches Fräulein auserkoren dem jungen Herrn zur Braut.

Nicht der Donner des Geschützes in dem wüthendsten Gefechte vermochte den Jüngling so zu erschrecken und sein Inneres zu ergreifen, als diese wenigen Worte Pedros.

„Pedro!" rief Arnolpho, „wie ist das möglich? Wie vermag meine Mutter jetzt, da der Vater so gefährlich darnieder liegt und dem Tode nahe ist, an so Etwas zu denken?"

„O gnädiger Herr," erwiederte der schlaue Diener, „nicht jetzt erst hat die gnädige Frau Mutter sich nach einer würdigen Braut für sie umgesehen. Als Sie vor einem Jahre uns verließen, da dachte sie schon daran, sie warf ihre Hoffnung auf eine schöne Jungfrau aus dem Hause Visconti und trägt sich nun seit einem halben Jahre mit dem Plane herum, die edle Ro-

salba mit Euch vereinigt zu sehen. Die Krankheit ihres Gemahls hat ihrer mütterlichen Sorge für Euer zukünftiges, häusliches Glück nur noch mehr Nahrung gegeben und gebt Acht, gnädiger Herr, ob sie nicht in den ersten Tagen des Wiedersehens Euch ihre Wünsche wird vertrauen. — Rosalba ist ein schönes Mädchen, wahrlich die schönste Dame Mailands und eine Tonne Goldes, eine Grafschaft ist ihre Mitgift."

Finster saß Arnolpho da und erwiederte nichts auf das Geschwätz des Dieners.

„Nun," fuhr Pedro nach einer Pause fort, „meine Nachrichten, so angenehm sie auch sind, scheinen Euch doch nicht zu erfreuen? Aha, ich merk' es schon, Ihr seyd der gnädigen Mama zuvorgekommen; in Deutschland giebt es auch der schönen Jungfrauen Viele. Gewiß ist es einer gelungen, Euch in ihr Netz zu ziehen. Nicht wahr,

gnädiger Herr? O seyd nicht so zurückhaltend gegen mich, den treuen Diener Eures Hauses. Ich hab Euch oft auf meinen Armen getragen, Euch in Eurer frühen Jugend auf den Rappen gehoben und manches Spiel mit Euch vollführt. Mir könnt Ihr Euch schon vertrauen. Wer weiß, ob ich Euch nicht noch recht nützlich werden kann? Wenn Ihr mich gebrauchen könnt, zählt auf mich, gnädiger Herr, mein Leben für Euer Wohl."

Pedros Worte wirkten. Arnolphos leichtgläubige Jugend traute dem Gefährten seiner Kinderjahre, und der Diener war bald Theilnehmer des Geheimnisses, das in des Jünglings Busen bisher verschlossen war; und seiner Rolle getreu, spiegelte Pedro seinem Herrn die freundlichste Zukunft, die Einwilligung der Gräfin dem liebenden Arnolpho vor, und triumphirte im Geheim über die Schlauheit, mit der er

so bald des Jünglings ganzes Herz ergründet hatte.

Bald hatten die Reisenden Tortona erreicht. Mit Hast bestieg Arnolpho, dem das Herz gewaltig vor banger Ahndung schlug, die Anhöhe zu dem Schlosse. Seine Eile war nicht vergebens, der Jüngling kam noch gerade zur rechten Zeit zu dem Krankenlager des Vaters, damit dieser den Sohn segnen und in seinen Armen den Geist aushauchen konnte.

Arnolphos Schmerz war groß, unaufhaltsam flossen die Thränen dem geliebten geschiedenen Vater und vergessen war für den Augenblick sein zärtliches Verhältniß zu der Deutschen, Marianens Bild aus seiner Phantasie durch trübe Gedanken, durch Gram und Thränen verdrängt.

Während der Sohn in Trauer das Grabmahl seines Vaters besuchte, erforschte die besorgte Mutter bei Pedro, wie und wo

dieser den Sohn angetroffen? Der geschwätzige Pedro war froh, jetzt Gelegenheit gefunden zu haben, das Geheimniß, das ihm der Sohn seines gnädigen Herrn vertraut hatte unter dem Siegel der Verschwiegenheit, an die rechte Frau bringen zu können.

Ein freudiger Schreck schien es eben nicht zu seyn, welcher sich der Gräfin bei Anhörung dieser so unvermutheten Neuigkeit bemächtigte. Ihr schönster Plan, den Sohn mit einer edlen Jungfrau Italiens aus gräflichem Stamme vereint zu sehen, war zerstört, das liebliche Luftschloß der Zukunft ihres Arnolpho, wie sie es in ihrer Phantasie, während des Jünglings Abwesenheit mühsam erbauet hatte, lag zertrümmert da. — Nein, unmöglich konnte sie so schnell diese süßen Träume aufgeben, noch hoffte sie, die Leidenschaft ihres Sohnes zu der Deutschen würde bei der Trennung von der Geliebten nach und nach erlöschen und ihre mütterlichen

Bitten dann mehr und mehr Einfluß auf das Herz des Sohnes gewinnen. Zur mehreren Sicherheit aber beschloß sie, mit Hülfe des treuen Pedro, der für seine Mittheilungen gnädig belohnt wurde, jeden Schritt ihres Sohnes zu beobachten, und jede mögliche Annäherung oder Erinnerung an das Liebesverhältniß in Deutschland zu entfernen und zu vernichten.

Fünftes Kapitel.

Die Zeit, die alles heilt, stillte endlich die Thränen des Arnolpho. Geschäfte zerstreuten den Kummer aus seinem Gemüthe und das Bild Marianens trat jetzt wieder hell hervor. Er würde gern sogleich nach Deutschland zurückgekehrt seyn, um Marianen nach seinem gräflichen Schlosse als Gattin zu führen, wenn nicht Unruhen, die unter seinen Unterthanen und in Mailand ausgebrochen, seine Gegenwart nothwendig gemacht hätten. Auf Pedro, der um das Geheimniß seines Herzens wußte, setzte er sein ganzes Vertrauen, und übergab ihm

Briefe, die er auf die sicherste und schnellste Art an Marianen senden sollte.

Die Briefe nahm Pedro, versprach, betheuerte die sorgfältigste und schleunigste Absendung, und — übergab sie der Gräfin Mutter, die sie vernichtete. Diese hatte ihre Spione gut gestellt, denn auch alle Briefe, die von Deutschland jetzt erschienen, gelangten nicht an ihren Sohn, sondern an sie, und nachdem sie dieselben gelesen, daraus den Erfolg ihrer Bemühungen und Maschinerien ersehen hatte, weihete sie die zärtlichen Zeilen der Vernichtung. Mit jedem Tage wurde die Gräfin freundlicher und frohlockte sie mehr und mehr, ihre Miene, die sonst nach Durchlesung der Briefe Marianens finster und grollend war, erheiterte sich jetzt, denn ihren Wünschen schien alles entgegen zu kommen.

Arnolpho, obgleich er sich die Mühe nicht verdrießen ließ, Briefe über Briefe an

Marianen durch seinen treuen Pedro abzusenden, ohne auch nur die unbedeutendste Antwort zu erhalten, wurde endlich nachdenkend über dies seltsame Stillschweigen seiner Geliebten. Sorge, Angst um die Gesundheit, ja um das Leben derselben, bemächtigte sich seiner, er fing an, Mißtrauen in Pedro zu setzen und ganz im Geheimen, ohne seinem Mitwisser das Geringste zu entdecken, schickte er selbst einen ihm treu ergebenen Jäger nach Marianens Wohnort, damit dieser ihm endlich Nachricht von ihr brächte und sein zagendes und besorgtes Gemüth beruhige.

Sehnsüchtig harrte der Jüngling der Zurückkunft des Boten. Er erschien endlich mit einer betrübten Miene, und verzweifelnd schrie Arnolpho, der in diesem Trauergesicht sein ganzes Unglück zu lesen glaubte, ihm entgegen: „Um Gottes willen, Mariane ist todt?“

„Nein," erwiederte der Bote kopfschüttelnd, „todt ist sie nicht, gnädiger Herr, doch für Euch wahrlich nicht viel besser. Man muß Euch hintergangen, betrogen haben, denn Mariane ist verschwunden."

„Verschwunden?" unterbrach der Jüngling den Boten und faßte wieder Hoffnung, die er schon ganz beim Anblick des betrübten Gesichtes aufgegeben hatte. „Nun, so lebt sie doch noch, so wandelt sie doch noch auf der Erde, und bei Gott, jeden Winkel dieser Erde will ich durchsuchen, Marianen zu finden."

„Der Wirth des Hauses erzählte mir, daß die Jungfrau oft Briefe an Euch gesandt, aber nimmer Antwort erhalten habe, von Tage zu Tage sey sie stiller geworden, tiefe Melancholie habe sich ihrer bemächtigt und eines Morgens sey sie mit ihrer Dienerin Barbara verschwunden; den alten Vater habe die Entdeckung ihrer Flucht

und ein zurückgelassener Brief der Tochter vor Schreck getödtet. Keine Spur sey vorhanden, wo Mariane sich hingewandt; „man fürchtet," setzte der Bote mit leiser Stimme hinzu, „daß beide Flüchtige den Tod in dem gerade damals ausgetretenen Flusse gefunden haben."

Obgleich Arnolpho tief ergriffen von dieser Nachricht war, so hatte sich doch eine Wuth seiner b:mächtigt, wie man sie selbst in dem heißesten Kampf an dem Jüngling nicht bemerkt hatte. Mit gezogenem Schwerte, racheſprühendem Blick stürzte er in das Gemach Pedros, setzte dem Diener, der vor Schreck in die Knie gesunken, den Stahl auf die Brust und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Schurke, bekenne, wo ließest Du die Briefe, die ich Dir zur Besorgung nach Deutschland übergab? Bekenne — Deine letzte Stunde hat geschlagen, fahre mit keiner Lüge von hinnen!"

„Gott, gnädiger Herr!“ ächzte zitternd und sich krümmend der feige Sclave, „ich bin unschuldig; Eure gnädige Frau Mutter —“

„Du lügst, Schurke!“

„So wahr mir Gott in meiner letzten Stunde gnädig seyn soll, so wahr bin ich unschuldig an dem Unterschlage dieser Briefe, denn den Befehlen Eurer Mutter mußte ich gehorchen. Stoßt mich nieder, werft mich aus dem Fenster dort, wenn ich nicht die Wahrheit spreche.“

Versteinert stand Arnolpho da. Seine Mutter — sie, die er so kindlich liebte, hatte den Frieden seiner Seele, das ganze Glück des Lebens ihm gewaltsamer Weise geraubt?! Langsam steckte er das Schwert in die Scheide, Thränen preßten sich aus seinem Auge, und mit dem sanften Vorwurf: „Mutter, Mutter, das habe ich nicht verdient —“ stürzte er hinaus, um in der

freien Natur seinem tiefen Schmerze Luft zu machen.

Spät am Abend kehrte er heim und verschloß sich mit dem treuen Jäger in sein Gemach, Briefe wurden geschrieben und abgeschickt, und als die Mitternachtsstunde ertönte, öffnete leise Arnolpho das Fenster, blickte hinaus in die sternenhelle Mondnacht, sah hinab auf das zu den Füßen des Berges liegende Tortona, streckte seine Arme aus in die schweigende Nacht und seufzte tief.

„Leb wohl, mein Vaterland; leb wohl, Tortona. Ach, es wird mir sehr schwer, von Euch zu scheiden — doch, mein Schicksal will es. Wenig Freude hat mir Gott beschieden, das einzige Glück meines Lebens hat mir — meine Mutter geraubt — ich murre nicht, aber feierlich leiste ich auf alle Freuden des Lebens Verzicht — Blühe

und sey glücklich, Tortona, ich verlasse Dich auf ewig.“

Arnolpho befestigte eine Strickleiter um den Fensterrahm, ließ sich hinab und unten an der äußersten Spitze des Berges angelangt, empfing ihn sein treuer Jäger. Noch einmal warf er den Blick zurück auf das Schloß, das er nun auf immer verlassen wollte, da fiel sein Auge auf die von dem Nachtlicht matt erleuchteten Fenster des Schlafzimmers seiner Mutter, sein Herz klopfte in raschern Schlägen, eine Thräne rollte über seine Wangen. „Leb wohl. Mutter, sey dem Lande, was Du mir nicht immer gewesen, eine liebende Mutter. Leb wohl auf ewig, ich verzeihe Dir, dort sehen wir uns wieder.“

Mit hastigem Schritte eilte er den Berg hinab, sein treuer Diener folgte ihm. Am Fuße des Berges stand der Reisewagen bereit, und ehe noch die erste Stunde des

folgenden Tages abgelaufen war, hatte Arnolpho seinen Geburtsort, die Fluren Tortonas weit hinter sich zurückgelassen und mit Anbruch des Tages vermochte auch sein Auge nicht mehr die Zinnen seines Schlosses, den Sitz seiner Vorfahren, zu erspähen.

Sechstes Kapitel.

Seitdem Mariane ihrem Geliebten in der Trennungsstunde sich ganz hingegeben, und nun nichts mehr ihm zu gewähren hatte, seitdem das sonst unschuldige, reine Gemüth des liebenden Mädchens von dem Laster befleckt worden, seit der Zeit war auch die Ruhe aus ihrer Seele gewichen. Unstät suchte sie dem ernsten Blicke des Vaters, der nur in dem ängstlichen Wesen seiner Tochter den Schmerz der Trennung und die Sorge für den Geliebten zu erblicken glaubte, zu entweichen; einsam irrte sie umher und bittere Reue über den begangenen Fehltritt nagte an dem sonst schuldlosen Herzen. Ängstlich harrte sie der

Wiederkehr des Geliebten. Endlich erscholl die Nachricht des Friedens. Höher klopfte das Herz des liebenden Mädchens und heiterer wurde ihr Gesicht. Von Tage zu Tage wartete sie der Ankunft ihres geliebten Arnolpho, doch — vergebens, statt seiner kam der unheilbringende Brief des Jünglings, worin er ihr seine schleunige Reise nach der Heimath und den nahen Tod seines Vaters als Bewegungsgrund derselben meldete.

Noch verzweifelte Mariane nicht ganz. Mit jeder Stunde erwartete sie Nachricht von ihrem Arnolpho, doch als auch diese ausblieb, da bemächtigte sich ihrer eine tiefe Melancholie. Der alte Vater, der die Verhältnisse des jungen Grafen kannte, tröstete seine Tochter; doch wenig vermochten seine liebreichen Worte, den Kummer seiner Mariane zu mildern, sie zerrissen ihr nur immer mehr und mehr das Herz.

Mariane fühlte bald die Folgen jener Trennungsstunde, und das vergrößerte nur ihre Leiden. Endlich schrieb sie an ihren Geliebten einen zärtlichen Brief, erinnerte ihn an die Schwüre seiner Treue und meldete ihm, daß sie fühle bald Mutter zu werden; sie beschwor ihn, wenn er nur einen Funken Liebe zu ihr noch hege, auf das Schleunigste zurückzukehren, und ihren Ruf zu retten. Ihr köstlichstes Kleinod, ihre Unschuld, hatte sie ihm geopfert, jetzt sollte er zeigen, daß er des Opfers auch nicht unwerth war.

Der Brief Marianens blieb ohne Antwort, ein zweiter, ja ein dritter hatte dasselbe Schicksal. Jetzt verzweifelte das unglückliche Mädchen, sie sah sich vergessen, verachtet, verspottet und ganz verlassen von dem, dem sie ihr Alles hingegeben hatte.

Näher und näher rückte der Zeitpunkt, wo Mariane Mutter werden sollte, auf das

sorgfältigste vermied sie ihren Vater und ein heftiges Fieber, welches sie auf das Krankenlager geworfen hatte, erleichterte dem Mädchen die Verheimlichung. Die Rosen waren von Marianens Wangen gewichen, matt nur glänzte das Auge, gebadet in Thränen, Schmerz und Verzweiflung zerstörten den Frieden ihres Busens.

Barbara, ihre treue Dienerin, die Gespielin ihrer Jugend, war die einzige Mitwisserin des Geheimnisses, und mit dieser verabredete sie in ihrer äußersten Noth eine Flucht zu einer alten Tante, die wohl an zwanzig Meilen von dem Landstädtchen auf einem Dorfe in dem Gebirge einsam lebte. Zu dieser Tante wollte sie fliehen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

Eine kleine Geschäftsreise des Vaters machte die Ausführung der verhabenden Flucht möglich. Sie fürchtete die Vorwürfe, die Flüche, ja selbst die Mißhandlungen ihres

Vaters, der, als Officier, seine Ehre über alles liebte, und gewiß die Schande seiner Tochter nicht würde ertragen haben.

Unter häufigen Thränen schrieb Mariane einige Zeilen, die sie ihrem gekränkten Vater zurücklassen wollte, sie nahm darin Abschied von ihm für ihr ganzes Leben und schloß diesen Brief, nachdem sie ihren Fehltritt gestanden, folgendermaßen: „Um Gotteswillen, Vater, beschwöre ich Sie, fluchen Sie nicht Ihrer unglücklichen Tochter, fluchen Sie nicht meinem Verführer. Wohl fühle ich, daß ich nicht länger würdig bin, Ihre Tochter zu seyn; Sie sollen mich, die Verworfene, nie wieder sehen; tilgen Sie aus Ihrem Gedächtniß den Namen Mariane; reißen Sie die Liebe, die Sie sonst gegen mich, Ihr Kind, hegten, aus ihrem Herzen; ich verdiene sie nicht mehr, diese Liebe. Schwer büße ich meinen Fehltritt. Ach!

ich bin grenzenlos elend, und nimmermehr wird Ruhe in mein Herz zurückkehren. Hier auf dieser Erde verdiene ich nicht mehr, Ihre Tochter zu seyn, aber, Vater, dort, wo allen Sündern verziehen wird, dort werden auch Sie mir verzeihen, — dort bin ich Ihre Tochter wieder."

Heimlich, ungesehen schlich Mariane mit Barbara des Nachts aus den Thoren der Stadt, und nach manchen Fährlichkeiten und Drangsalen während fünf Tagen ihrer Wanderung gelangten die Flüchtlinge endlich zu der alten Tante, die von Natur gutmüthig, und die Nichte herzlich, mütterlich liebend, dem Mädchen diesen Schritt verzieh, und in ihrem Hause eine Freistatt eröffnete.

Tante Gertrud hoffte, sobald nur Mariane erst ihre Niederkunft würde abgewartet haben, leicht die Tochter mit

dem Vater wieder auszusöhnen, und obwohl sie die Gesinnungen ihres Bruders in Beziehung auf seine Ehre kannte, so hoffte sie doch von seiner väterlichen Liebe zu Marianen, dereinst Verzeihung für die Unglückliche.

Der alte Vater kehrte von seiner Reise zurück, sah das verödete Haus, vermißte die Tochter, und ihre Dienerin, fand den unheilbringenden Brief, las und sank zerschmettert zu Boden. Das alte morsche Gebäude vermochte dieses Unglück nicht zu tragen, und sank zusammen; die entflohenen Lebensgeister kehrten nicht mehr zurück. — Ohne Fluch, nur mit einem schmerzlichen Seufzer, der seiner gefallenen Tochter galt, war der Vater in die Arme des Todes gestürzt.

Friede seiner Asche!

Siebentes Kapitel.

Nur wenige Wochen war Mariane an ihrem neuen Aufenthalte, als sie unter Schmerzen Mutter wurde. Die Tante Gertrud führte mit Barbara das neugeborne Mädchen zur Kirche, wo dasselbe den Namen Mariane, den Namen seiner unglücklichen Mutter, erhielt. Mariane wurde kränker. Gram, Kummer nagte an ihrem Herzen. Mit Thränen im Auge und seufzend betrachtete sie täglich den Zeugen ihres Fehltrittes; sie warf einen Blick in die Zukunft, sie fühlte, wie bald sie von der Welt scheiden würde; die Tante war schon bejahrt und hatte nur ein geringes Vermögen, wovon sie

bisher immer Marianen und Barbara unterstützt hatte und noch unterstützen mußte; dann, wenn sie, wenn Tante Gertrud vom Schicksal abgerufen wurden, war das unschuldige Kind ohne Hülfe, fremd in der Welt, Niemand sorgte dafür, Niemand wartete es, und wenn es auch vielleicht sein kümmerliches Daseyn durch Hülfe guter Menschen fristete, mußte es nicht später eine Waise ohne Mutter, ach — auch ohne Vater herumirren? — „O Gott, wie schwer muß ich meinen Fehltritt büßen!" so rief sie und reichlicher flossen ihre Thränen, schluchzend preßte sie die Kleine in ihre Arme, an ihr pochendes Herz, und warf den thränenschweren Blick gen Himmel: „Vater, wenn ich nicht mehr für mein Kind zu sorgen im Stande bin, dann übergebe ich es Dir, Du wirst es nicht verderben lassen!"

Nach Verlauf eines Jahres erfuhr die Tante, auch Mariane die Nachricht von dem

Tode des alten Selinors, des Vaters von Marianen. Heftig erschütterte Beide dieser Schlag. Tante Gertrud hatte gleich nach Marianens Niederkunft mehrere Briefe an ihren Bruder geschrieben, um eine Versöhnung zwischen Vater und Tochter herbeizuführen, aber alle blieben unbeantwortet; sie glaubte daher, daß der Bruder unversöhnlich sey und um Marianens Schmerz nicht zu vermehren, schwieg sie gegen die Unglückliche von ihrem vergeblichen Versuch, das Herz des Vaters der Tochter wieder geneigt zu machen. Wegen der weiten Entfernung, wegen der Zurückgezogenheit und Einsamkeit, in der die Tante lebte, hatte sie von dem so baldigen Tode ihres Bruders nichts erfahren können. Jetzt wußte Gertrud, warum ihre Briefe unbeantwortet geblieben. Der Schreck, die Sorge für Marianen, ihre liebe unglückliche Nichte, und deren Kind warf Gertruden auf das Krankenlager,

ein hitziges Fieber bemächtigte sich ihrer, und Mariane, die noch den Tod des Vaters betrauerte und beweinte, wurde doppelt hart von dem Schicksal getroffen. In stiller Verzweiflung, die aber desto heftiger im Innern wüthete, geleitete sie kurze Zeit darauf den Sarg, der die Überreste ihrer Wohlthäterin in sich schloß, zur Gruft.

Vor ihrem Ende hatte Gertrud noch einen letzten Willen errichtet und darin Marianen zu ihrer Erbin eingesetzt; doch das kleine Vermögen reichte nicht zum Unterhalt dreier hin. Die kranke unglückliche Mariane sah sich genöthigt, mit Barbara, die ihr treulich Hülfe leistete und sie nicht verließ, durch ihrer Hände Arbeit sich und das unmündige Kind zu nähren.

Es war zu viel, was Mariane geduldet hatte. Ach! wer sie früher gesehen hatte, da sie noch voller Liebreiz an dem Krankenbette des geliebten Jünglings Ar-

nolpho saß — und sie jetzt nach wenigen Monden erblicken sollte, wahrlich er würde die schöne Mariane nicht wieder erkennen. Kummer und Unglück vermögen mehr, als Jahre!

Marianens tiefe Reue, ihr Kummer schien für jetzt das Schicksal ausgesöhnt zu haben; die Kranke erholte sich; ihre und Barbaras Arbeiten, welche sie durch einen Boten in das nächste Städtchen schickten, fanden Beifall und schirmten die Familie vor Mangel. Die kleine Mariane wuchs herrlich heran und schien der Versöhnungsengel zwischen der Mutter und dem Schicksal zu seyn.

Das Gesicht der kleinen Mariane war ein treues Abbild von den reizenden Zügen der Mutter, ehe noch das Unglück seine Furchen darüber gezogen hatte; das Auge des Mädchens aber war schwarz und blickte feurig nach Süden. Ihr Gemüth war

offen jedem freundlichen Eindruck, und so viel sie es nur vermochte, bemühte sich die Mutter, das Herz des Kindes und seinen Verstand zu bilden; doch, die Natur that das Meiste. Munter hüpfte die kleine Mariane im Felde und im Walde umher; von den Nachbaren, biedern Bauersleuten, lernte das junge Mädchen alle Tugenden des stillen Lebens; Redlichkeit, Treue, Offenheit und Frömmigkeit sah es hier; das Beispiel prägte sich dem jugendlichen Gemüth ein, und das kindliche Gemüth betete unschuldsvoll und rein zu seinem Schöpfer. Aber das Laster kannte Mariane nicht. Keine Lehren, keine Warnungen darüber empfing es. O Mariane! Wie glücklich würdest Du seyn, wenn das Schicksal Dir gestattete, ewig als ein reines Naturkind in Deinem lieben Dörfchen zu leben?! — Doch, wenn nun aber dies Schicksal Dich hinausstößt in die Welt, die Du nicht kennst, wenn Du

nun mit Deinem reinen, offenen, schuldlosen Gemüth Dich in die Arme der Menschen, die die Natur nur aus Büchern und Tugend nur dem Namen nach kennen, wirfst, welch eine Zukunft wartet dann Deiner? Arme, arme Mariane!!!

Vierzehn Jahre war Mariane alt, als die Mutter sanft in den Armen der Tochter nach so mannichfaltigen Drangsalen, nachdem Kummer und Gram ihre schönsten Jahre vergiftet hatten, zu einem bessern Leben entschlief. In ihrer letzten Stunde legte sie die Hand ihres Kindes in die der alten Barbara. „Barbara," sprach sie, „Du warst meine treue Leidensgefährtin, verlaß mein hülfloses Kind nicht. Gott der gütige Vater wird Dir einst reichlich vergelten, was Du der armen Mariane thust." Dann faltete sie, schwächer werdend, andächtig die Hände. „Gott, ich habe viel gelitten, schwer gefehlt, aber auch gebüßt. Ich verzeihe dem Manne, der

einst meine Unschuld mir geraubt; Arnolpho, ich hege keine Rache, keine Feindschaft im Busen; ach! dies Herz, das bald wird ausgeschlagen haben, es gehört noch immer Dir an."

„Möge es Dir glücklich gehen, das soll mein letzter Wunsch auf Erden seyn. — Vater, Vater — Deine Tochter, die Dich so schwer gekränkt, hat ausgelitten und kommt zu Dir. — Gott schütze meine Mariane." — — Fest umklammerte sie das weinende Mädchen. Ihre Seele war entflohen.

Achtes Kapitel.

Ganz Deutschland durchzog Arnolpho mit seinem treuen Jäger, aber vergebens, er fand keine Spur von seiner lieben Mariane. Eine Zeitlang weilte er in dem Geburtsorte seines lieben Mädchens, hier besuchte er noch einmal das Haus, das Zimmer, wo die Gute ihn, den Verwundeten, gepflegt hatte; er stieg hinab in den Garten, wo der Herbst bereits das Laub den Bäumen raubte. Verwelkt, zertreten stand der sonst so schöne Blumenflor; die kahlen, laublosen Bäume zeigten ihm das Bild der Vergänglichkeit, und ein kühler, rauher Wind wehete über die Verwüstung hinweg. In Träumen ver-

sunken stand er da und sah auf das treue Bild seines Lebens: „Sonst blühtet ihr so herrlich, ihr Blumen. Wohlgeordnet in voller Pracht standet ihr da und erfülltet die Luft mit Euren Wohlgerüchen; Ihr Bäume sonst dick belaubt, die ihr mit kühlendem Schatten den Ermatteten labtet, streckt jetzt Eure dürren Arme gegen mich aus, Euren Leidensgefährten zu umarmen. — Der Herbst meines Lebens ist angebrochen. Zertreten, schändlich zertreten sind die schönsten Blumen, die süßesten Freuden meines Daseyns, dahin ist die Geliebte meines Herzens, verloren auf ewig. Entblättert stehe ich da, an meinem Innern nagt der Wurm des Grams und bald wird er die Wurzeln mit dem Stamme zerstört haben."

Durch den Wirth des Hauses wurde dann auch das Gerücht wiederholt, daß, da man seit so langer Zeit von Marianen nichts wisse, sie sicherlich, um der Schande und der

Verachtung der Welt zu entgehen, ihrem Leben selbst ein Ende gemacht habe. Diese Nachricht traf Arnolpho nicht unerwartet, er war darauf vorbereitet, das Unglück hatte er kennen gelernt, und nichts vermochte ihn mehr zu erschüttern, allen Freuden der Welt hatte er entsagt, und es keimte in seiner Seele ein Entschluß, der eine Folge sowohl seiner Frömmigkeit und seiner Ergebung in Gott, als auch seiner Leiden und seines Unglückes war.

Ehe er von dem ihm einst so theuern Orte schied, machte er noch mit seinem treuen Jäger Florentin einige Ausflüge in die Umgegend, um alle die Plätze noch zu besuchen, wo einst seine liebe Mariane sich mit ihm der schönen Natur gefreut hatte. Oft führte ihn der Zufall mehrere Meilen weit in das Gebirge, ach hätte er nur ahnen können, wie nahe ihm seine Mariane, wie nahe er dem Liebsten auf der Welt gewesen — doch

das Geschick, oder besser ein feindseliger Dämon stellte sich ihm entgegen, er sollte sein treues Mädchen, die er für todt hielt, nicht wieder finden, er sollte kein Glück mehr in dieser Welt genießen und hart wollte das Schicksal ihn prüfen.

Nach einigen Wochen verließ er das Städtchen, und zog mit Florentin gen Süden nach einem Augustiner-Kloster, dort wollte er den Entschluß, der in seinem Innern während seiner Wanderung gereift war, in Ausführung bringen. Dem Prior dieses Klosters eröffnete er sein Anliegen, der Welt valet zu sagen und Mönch zu werden. Dieser würdige Abt, nachdem er aus des Italieners Munde die Geschichte seiner Leiden erfahren, sprach milde Worte des Trostes zu dem jetzt zum Manne gereiften Arnolpho, billigte seinen Entschluß, das weltliche Gewand mit der Kutte zu vertauschen und

segnete an einem Charfreitage den Novicen zum Augustiner ein.

Doch ehe Arnolpho diesen heiligen Schritt unternahm, besorgte er noch seine weltlichen Angelegenheiten. In einem gerichtlich beglaubigten Instrumente entsagte er feierlich seiner Würde und seiner Herrschaft; er ernannte seine Mutter zur regierenden Gräfin und schickte mit diesem Dokumente seinen treuen Florentin nach der Heimath, dem er noch ein herzliches Lebewohl für seine Mutter auftrug. Florentin wollte sich anfangs von seinem guten Herrn nicht trennen, er wollte mit ihm sein Leben im Kloster beschließen, doch das ließ Arnolpho nicht zu, reich beschenkte er ihn, umarmte ihn, und trennte sich nicht ohne Rührung von dem Gefährten seiner Leiden.

Jetzt hatte Arnolpho nichts mehr mit der Welt zu schaffen. Alle Ansprüche auf Glück, Ruhm, Ehre hatte er aufgegeben,

das Leben war ihm zur Qual geworden, seitdem Mariane ihm entrissen, sein Herz war leer, und mit frommer Ergebung trat der Unglückliche vor den Altar und empfing die Weihe des Priors. — —

Anders fand Florentin die Heimath, als er sie verlassen. Die Gräfin war geflohen, Unruhen waren in der Grafschaft ausgebrochen. Pedro, der alte heimtückische Diener, der die Ursache aller Leiden Arnolphos war, hatte seine Herrin in der Noth verlassen und Tortona an Mailand verrathen. Der Krieg hatte die schöne Stadt, hatte das herrliche gräfliche Schloß verwüstet und zerstört. Die durch den tapfern Widerstand der Bürger ergrimmten Mailänder hatten geplündert, gemordet und gesengt. Die Flamme wüthete noch in der Stadt, kriegerischer Lärm der Sieger übertäubte die Klagen und den Jammer der unglücklichen Bürger. — Ach der Friede war

gewichen, die sonst so blühende Stadt war einem Schutthaufen gleich, die Saat wurde zertreten von den Hufen feindlicher Reiterei, und was in der Verzweiflung dem wüthenden Feinde sich zur Wehr setzte, ward dem blutigen Gott des Krieges geopfert.

So wurde das sonst freie, blühende Tortona unterjocht und zerstört, und mußte gezwungen Mailand als Oberherrn anerkennen.

Neuntes Kapitel.

Als Mariane todt war, kehrte Noth und Elend in die stille Hütte ein. Der Nachlaß reichte kaum nothdürftig hin, um der Verblichenen die letzte Ehre zu erzeigen. Die alte Barbara konnte nicht mehr arbeiten, ihr schwacher Körper, das erloschene Auge, die zitternden Hände vermochten nicht mehr, den Haushalt zu bestreiten und das Unentbehrlichste zu verdienen. — Die junge blühende Mariane stand jetzt in ihrem vierzehnten Jahre, das fröhliche, unschuldige Kind tändelte und hüpfte umher. Nie hatte die Mutter dasselbe von kindlichen Spielen abgehalten; aus übergroßer Liebe zur Tochter

hatte sie ihr freien Willen gelassen, und so war Mariane unerfahren in der Welt, unerfahren selbst in den leichtesten und nothwendigsten Arbeiten eines Frauenzimmers herangewachsen. Jetzt, da der Tod die Mutter dahin gerafft hatte, sollte Mariane ämsig für ihren und der treuen Barbara Unterhalt Sorge tragen, fleißig die Hände regen, um zu schaffen und zu erwerben, aber so — mußte die alte Dienerin noch, so viel sie es bei ihrem Alter vermochte, die in jugendlicher Frische prangende Mariane von dem Ertrage ihrer Arbeiten ernähren. — Doch lange konnte es nicht so gehen, zu sehr war der Körper der Alten angegriffen und endlich vermochte sie nichts mehr zu thun. Jetzt war der Zeitpunkt, von dem wir im Anfang dieses Kapitels sprachen, wo Mangel, Noth und Elend herrschte. Die einzelnen Stücke der kleinen Wirthschaft wurden nach und nach verkauft, um dafür

dürftig das Leben zu erhalten; aber auch diese Quelle war bald erschöpft und schon sahen sich die beiden Unglücklichen genöthigt, die Hülfe fremder Menschen, vorzüglich ihrer Nachbaren in Anspruch zu nehmen. Gern gaben diese biedern Leute, so viel sie vermochten, aber, als sie bemerkten, daß die junge rüstige Mariane zu keiner Arbeit tüchtig und geschickt sey, zogen sie auch ihre hülfreiche Hand zurück, und verlassen stand das unschuldige Kind mit der Dienerin in der weiten Welt.

In dieser verzweifelten Lage wußte Barbara weiter keinen Rath, als mit Marianen die Gegend zu verlassen, und nach der mehr als funfzig Meilen entfernten Residenz zu wandern, wo dieser treuen Dienerin noch eine Verwandte lebte, und wo sie hoffte, für ihre Pflegetochter ein Unterkommen zu finden. Was nur irgend noch entbehrlich war, wurde veräußert, um nur we-

niges Geld zur Zehrung auf der vorhabenden Wanderung aufzutreiben. Die Nachbaren, denen die Noth der Armen zu Herzen ging, gaben ihnen dennoch, was sie erübrigen konnten, mit auf den Weg, und so trat denn unsere Mariane mit Barbara ihre Wanderung leicht und hoffend auf Gottes und guter Menschen Hülfe an.

Die alte Barbara hegte im Geheimen noch die Hoffnung, vielleicht in der Residenz aus Italien Nachricht zu erhalten, wo Arnolpho, der Vater Marianens, lebe, dann wollte sie sich an diesen wenden, und ihm die Pflicht, für seine Tochter zu sorgen, ins Gedächtniß zurückrufen; sie führte auch deshalb die Briefe Arnolphos an Marianens Mutter aus dem Nachlasse dieser bei sich und hoffte sich dadurch vor dem Vater legitimiren zu können. Die Zukunft lachte ihr, wenn sie diesen Zweck erreichen konnte, von dem be-

güterten Vater erwartete sie reichen Lohn und Unterhalt in ihrem Alter.

Die Hoffnung gab ihr Muth zur gefahrvollen Wanderung und stärkte ihren gebrechlichen Körper, den Mühseligkeiten der Reise zu trotzen, doch Barbara hatte sich verrechnet. Sie wußte nicht, welches Unglück den Grafen getroffen, sie kannte nicht die Lage der Sache. Arnolpho verseufzte im Kloster sein trauriges, freudenleeres Daseyn, seine Herrschaft hatten Feinde zerstört, Tortona, das reiche, glückliche Tortona war verödet und unterjocht von den Mailändern, selbst die Mutter des vom Schicksal hart getroffenen Arnolpho hatte fliehen müssen, man wußte nicht, wohin, wie konnte also Barbara den Aufenthalt von Marianens Vater erforschen, wie von ihm Hülfe und Rettung aus der Noth erwarten?! Das Geschick schien beschlossen zu haben, an dem Kinde noch den Fehltritt der Mutter zu rä=

chen und zu strafen. Auch das unschuldige Geschöpf sollte unter Drangsalen, Noth und Leiden sein Daseyn verleben.

Mühselig und langsam war die Wanderung der Unglücklichen, bald war ihr Vorrath verzehrt, bald das Wenige, womit die guten Nachbarsleute die Reisenden ausgestattet hatten, darauf gegangen und sicher hätten Beide den schmähligen Tod des Hungers erleiden müssen, wenn nicht das Schicksal müde geworden, zwei Unglückliche so leiden zu sehen, sie mildthätigen Menschen zugeführt hätte, die ihre Noth und ihr Elend linderten.

Endlich, endlich erreichten sie erschöpft, ermattet und lechzend das Ziel ihrer Wanderung, doch auch hier harrten ihrer neue Gefahren, und schwer wurde es der alten Barbara, endlich die Verwandte aufzufinden, von der sie Hülfe erwartete.

Gewöhnlich hat der, welcher das Un-

glück kennt, und selbst der Hülfe bedürftig ist, mehr Mitleiden mit dem Leidensgefährten, als der, der sich im Schooße des Glükkes befindet, und so war es auch hier. Die Verwandte der alten Barbara, selbst dürftig und arm, nahm sich freudig der beiden Gäste an, öffnete ihnen ihre armselige Wohnung und erquickte mütterlich sorgend mit dem, was sie nur hatte, die Unglücklichen, die ermattet von der weiten Reise und nach Labung dürstend ihrer Hülfe vertrauend, sich ihr in die Arme geworfen hatten.

Zehntes Kapitel.

Durch Barbaras Lehren, durch der Verwandten Bitten, Ermahnungen und Unterricht bewogen, selbst durch eigenen guten Willen getrieben, lernte bald Mariane der kleine Wirthschaft vorstehen und benutzte sogar die Zeit, die ihr diese Besorgung der Wirthschaft übrig ließ, zu den leichten Handarbeiten, wodurch denn auch sie zum Unterhalt der kleinen Familie ihr Schärflein beitrug.

Mariane, die in früherer Zeit verzogen, von der für die Tochter zu zärtlich und ängstlich besorgten Mutter, die Hände in den Schooß gelegt, oder auf dem Felde, im

Walde gleich einem jungen, muthigen Reh herumhüpfte, oder mit Mütterchen im engen Gemache tändelte und spielte, diese Mariane hatte sich ganz geändert. Einsam lebte sie in ihrer Klause, fleißig und häuslich, nicht den leisesten Wunsch hegte sie, das bunte Gewühl der großen Stadt zu sehen, und nur, wenn der Sonntag erschien, ging sie in Begleitung Barbaras fromm und sittsam zur Kirche.

Extreme begegnen sich. So fröhlich, lustig und frei Mariane sonst war, so eingezogen, häuslich und in sich gekehrt lebte sie jetzt. Die alte Barbara freute sich innig ob dieser Veränderung des lieben Kindes, und dankte oft inbrünstig dem Vater im Himmel für diese schnelle und glückliche Besserung.

Doch, was so schnell, so plötzlich kömmt, verschwindet nur zu bald wieder. Die Gemüthsart, der Charakter Marianens hatte

nur ein fremdartiges Gewand angezogen, sie fand sich, weil sie es nun gerade an hatte, darin wohl; später oder früher aber wird Zufall oder Geschick dieses Gewand ihr abreißen, und freier und heller wird ihr wahrer Charakter alsdann hervorleuchten.

In dem kleinen Hause, worin Mariane mit ihrer Barbara verborgen vor der Welt, einen Zufluchtsort gefunden hatte, wohnte auch eine Schauspielerin, die bei der Bühne in dieser Residenzstadt angestellt war. Florine, so hieß diese Künstlerin, war nicht mehr jung, aber die zarten Formen des Körpers, die sanften Züge des Gesichts, trugen Spuren früherer ausgezeichneter Schönheit. Vor allen zeichnete sich Florine durch ein anständiges, sittsames Betragen aus, was so selten in diesem Stande gefunden wird, und eben deshalb genoß sie auch die Achtung und die Liebe, mit der man sie als Künstlerin auf der Bühne für ihr ausgezeichnetes

Talent beschenkte, in fast noch größerem Maaße in ihrem häuslichen Leben und Treiben.

Florine fand Gefallen an dem schönen, stillen Mädchen, und Mariane fühlte sich geehrt durch die freundliche Behandlung der Künstlerin. In müßigen Stunden plauderten Beide oft mit einander.

Das Verhältniß zwischen Beiden, welches anfangs die Folge der gewöhnlichen Höflichkeit und Nachbarschaft war, gestaltete sich immer mehr und mehr zu einem engern Freundschaftsbande und hatte später einen so bedeutenden Einfluß auf das Schicksal Marianens. In einer vertraulichen Stunde theilte Mariane die unglückselige Geschichte ihrer Mutter und ihre eigene Leidensgeschichte der Freundin mit, und diese Offenheit gewann ihr die volle Liebe Florinens, die nun auch dies Vertrauen belohnte, und der sanften Mariane die Begebenheiten

ihres frühern Lebens und die Bewegungsgründe, die sie zum Theater geführt, mittheilte. Nicht ohne Interesse hörte die Freundin die seltsamen Schicksale, die Abwechselung von Glück und Unglück in dem Leben der Künstlerin an, und Alles gab ihrem Verstande reichen Stoff zum Nachdenken.

Schon längst hatte Mariane im Stillen den Wunsch gehegt, einmal das Theater zu besuchen und einer dramatischen Vorstellung beizuwohnen, aber bisher hielt die Bescheidenheit sie zurück, laut gegen Florinen diesen Wunsch zu äußern. Der neuen Freundin aber, die ihr mit so vieler Liebe und mit solchem Vertrauen entgegen kam, glaubte sie nicht länger ihre Sehnsucht verheimlichen zu dürfen und in einer traulichen Stunde wagte sie die Bitte an Florinen, sie doch einmal mit in das Schauspiel zu nehmen. Mit Freuden erfüllte Florine die-

sen bescheidenen Wunsch, sie glaubte, der Freundin dies Vergnügen nicht abschlagen zu dürfen, ach und diese Gunst, die sie Marianen gewährte, war doch die Quelle so vieler Leiden und Unglücksfälle für das unerfahrne Mädchen.

Mariane hatte noch nie ein Schauspiel besucht. Man gab Emilie Galotti von Lessing. Stumm saß Mariane unter den Zuschauern da, kein Wort verlor sie von dem Meisterwerk des großen Dichters, heftig ergriff sie die Darstellung, und am Ende des Stücks machten Thränen der Rührung ihrem gepreßten Herzen Luft. Diese Thränen des unverdorbenen, reinen Gemüthes mußten dem verewigten Dichter, der das menschliche Herz in seinen tiefsten Tiefen ergründet hatte, wahrlich mehr noch werth seyn, als der glänzendste Lorbeer, als das einstimmige Lob der Menge.

Verwandelt kam Mariane nach Hause,

sie flog in die Arme Florinens, die als Emilie Galotti der Freundin so süße Thränen entlockt hatte und dankte ihr mit klopfendem Herzen das Vergnügen, den Genuß, den ihr Florine bereitet hatte.

Jetzt begann in dem Leben Marianens eine neue Periode. Sie besuchte öfter durch Florinens Güte das Schauspiel, fand immer mehr Geschmack daran, bald keimte eine gewaltige Neigung in ihrem Innern zum Theater auf, und sie glaubte zu diesem Berufe geboren zu seyn. Florine nährte das Feuer dieser Leidenschaft, fand in der jungen Freundin ein reiches Talent vor, und beredete Marianen, sich der Kunst ganz zu widmen.

Gern willigte die alte Barbara, die dadurch in eine bessere Lage versetzt zu werden glaubte, in dieses Vorhaben der Pflegetochter ein; Florine übernahm es, Marianen zu unterrichten, und zu diesem Schritte vorzu-

bereiten, auch durch ihre Vermittelung ward der Direktor des Theaters bewogen, die schöne vielversprechende Künstlerin als Schauspielerin zu engagiren. So betrat denn Mariane die Laufbahn, auf der sie Glück, Ruhm und eine sorgenfreie Zukunft zu erlangen hoffte und doch nur Seufzer, Thränen und Elend erntete.

Eilftes Kapitel.

In Emilia Galotti, dessen Eindrucke Mariane eigentlich den Entschluß, sich der Bühne zu widmen, verdankte, wünschte sie zu debütiren. Florine gehörte nicht zu der großen Menge Künstlerinnen, die mit neidischen Blicken auf das aufkeimende Talent sehen, wenn es ihrem Ruhme gefährlich zu werden droht; nein, Florine gab sich alle mögliche Mühe, durch Lehren, Unterricht und Ermahnungen der schönen Mariane diesen ersten, wichtigen Schritt auf alle mögliche Weise leicht zu machen.

Der Tag der Aufführung rückte heran. Marianens Herz klopfte heftig und drohete

seine Wohnung zu zersprengen. Der Augenblick, wo die Vorstellung beginnen sollte, kam immer näher. Mariane zitterte — Florine sprach ihr Muth ein.

Das Schauspielhaus war von Zuschauern überfüllt, die theils Neugier, theils Lessings Kunstwerk hingezogen hatte. Die Ouvertüre begann und der Vorhang rollte auf.

Schüchtern betrat Mariane als Emilia Galotti die Bühne und erzählte mit schwankender, zitternder Stimme der Mutter ihr Abentheuer in der Kirche. Das Publikum war gespannt; die schöne, zitternde und schüchterne Emilia bezauberte alles; die Wahrheit in ihrem Spiele, die Unschuld, die Befangenheit, die aus ihrem Antlitz leuchtete, riß alle zur Bewunderung hin und am Ende der ersten Rede erschallte von allen Seiten der jungen Künstlerin ein lautes Bravo zu. Nun bekam Mariane Muth. Der Beifall stieg mit jedem Augenblick,

unwillkührlich ward Mariane von der Dichtung hingerissen, ganz Gefühl, ganz Seele schien sie nur Emilia zu seyn, und am Schluß der Vorstellung ward sie einstimmig von der gewaltig ergriffenen Menge zum Danke hervorgerufen.

Florine umarmte die Freundin; der Intendant des Theaters, Schauspieler und Schauspielfreunde erschöpften sich in Lobeserhebungen über der jungen Künstlerin Spiel und Marianens Glück schien vollendet.

Nirgends ist ein unschuldiges Mädchen größeren Gefahren, stärkeren Verführungen ausgesetzt, als im Theaterleben. Bald auch sammelte sich ein Schwarm Verehrer um Marianen. Die alte Barbara wurde durch Geschenke gewonnen, und die junge Künstlerin machte nach und nach bedeutende Fortschritte, nicht allein in der dramatischen Kunst, sondern auch in der Koketterie und im feinen, großen Leben.

Florine, die ihrer Freundin nie diesen Wechsel des Charakters zugetraut hatte, ermahnte sie anfangs mit freundlichen Worten, ihre Unschuld und ihren guten Namen zu bewahren, aber sie predigte tauben Ohren. Marianens Sinne waren durch den ewigen Weihrauch, den man ihr täglich opferte, erhitzt, und ihr Gefühl für Tugend und Sittlichkeit nach und nach abgestumpft worden. Die Freundin bedauerte den gefallenen Engel und überließ sie den Verführungen und den Lüsten der Welt, tief bereuend im Herzen, daß sie die Ursache dieses Falles, dieser Schande selbst gewesen. Die Freundin zog sich ganz von Marianen, die ihr doch alles Glück, das sie jetzt zu genießen glaubte, verdankte, zurück, und ergriff auch die Gelegenheit, die sich ihr darbot, die Stadt zu verlassen und nach einem andern Theater zu reisen, wo man ihr unter vortheilhaften Bedingungen ein Engage=

ment bot. So stand denn nun Mariane auf der gefahrvollsten Bahn allein, ohne Freundin, ohne Rathgeber, ohne Vertrauten. —

Unter den jungen Leuten, die hauptsächlich um die Gunst der jungen Künstlerin buhlten, zeichneten sich durch Beharrlichkeit in seiner Werbung der reiche Kaufmann Norberg aus.

Norberg war nicht schön, aber er besaß große Reichthümer und verstand es, auf eine angenehme Art durch Geschenke zu überraschen. Durch freundliche Behandlung, durch bedeutende Geschenke gewann er das Vertrauen der alten Barbara und den Zutritt zur schönen Mariane. Norberg bot nun Alles auf, sich seiner Schönen gefällig und liebenswürdig zu zeigen. Endlich erreichte er das Ziel, wonach er strebte. Was Mariane bisher im Strudel des Lebens treu bewahrt hatte, womit sie einst den Gelieb-

ten am Altare Hymens beschenken sollte, damit belohnte sie den kühnen Norberg, der sie an ihrem Wiegenfeste mit einem überaus schönen, kostbaren, aber auch theuern Schmucke überrascht hatte. Den Diamanten brachte Mariane ihre Unschuld zum Opfer — — Weg, weg über diese Stelle in Marianens Leben; werfen wir keinen Stein auf die Gefallene, sondern entschuldigen wir lieber den Fehltritt durch ihre Erziehung, durch ihren Charakter, durch Eitelkeit und durch ihre gefährliche Stellung in der Welt. Barbara hatte dies unschuldige Mädchen verkauft, lieber wollen wir diese verachten und unser Mitleiden und Bedauern Marianen schenken.

Marianens Verbindung mit Norberg dauerte jetzt eine Zeitlang innig fort. Der junge Kaufmann suchte sich durch ungeheure Verschwendungen der Nachgiebigkeit Marianens würdig zu machen, bis endlich das

Schicksal die schöne Gefallene dem zuzuführen beschloß, der ihrem Herzen das werden sollte, was Norberg nie seyn konnte.

Zufall oder Neid und Eifersucht führte eine ausgezeichnete Künstlerin nach dem Theater, wo Mariane bisher den größten Ruhm eingeerntet hatte. Das Neue reizt und gefällt, so ist der Lauf der Welt. Die fremde Künstlerin entzückte Alles, und Mariane war vergessen, zurückgedrängt und erfuhr nun das gewöhnliche Schicksal der Künstlerinnen.

Mariane sah sich zurückgesetzt, ihr Stolz war gekränkt, in der Hitze der Leidenschaft verließ sie die Bühne, der sie ihre Ausbildung zu verdanken hatte, und kam nun nach dem Geburtsorte unsers Freundes Wilhelm Meister, der von den Reizen und dem Talente der jungen Künstlerin bezaubert, Gelegenheit suchte, sich ihr zu nähern, und diese fand. Jetzt entspann sich das innige Ver-

hältniß zwischen Mariane und Wilhelm, von dem wir in den Lehrjahren unsers Freundes bereits erfahren haben, und es bleibt uns nur noch übrig, Marianens Schicksale seit der Trennung von Wilhelm, oder vielmehr, seit Barbaras Tode zu erzählen, und mitzutheilen, wie endlich das Schicksal wiederum die Verlassene, todt geglaubte Mariane in die Arme ihres treuen Wilhelm nach so vielen Jahren zurückführte.

Zwölftes Kapitel.

Aus unseres Freundes Lehrjahren sind uns noch die Schicksale Marianens während ihrer Bekanntschaft mit Wilhelm bekannt; aus dem Briefe der alten Barbara, den Norberg im ersten Theile dieser Meisterjahre dem rechten Manne, Marianens Geliebten übergab, haben wir erfahren, daß Mariane in traurigen Umständen dem Tode nahe von ihrer alten Barbara und von dem Pfande der Liebe ihres Wilhelms sich trennte. Wirklich war auch Mariane einer Abgeschiedenen gleich, aber das Maaß ihres Unglücks war noch nicht voll und im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß sie erst spät im Alter

noch hier auf Erden nach vielen Leiden in den Hafen der Ruhe einkehren sollte.

Sie erholte sich nach und nach wieder und dachte, als sie wieder hergestellt war, mit Ernst daran, ein Unterkommen zu suchen.

Der Direktor einer kleinen reisenden Schauspielergesellschaft nahm sich ihrer endlich an, und mit ihm reisete Mariane einige Zeit herum.

In der Nähe von Nataliens Gute lag eine ziemlich bedeutende Provinzialstadt, auch diese ward von dem Direktor mit seiner Gesellschaft, worunter sich nun auch die einst so bedeutende und angesehene Künstlerin befand, heimgesucht. Wider alles Erwarten machte das Theater schlechte Geschäfte. Die unruhigen, kriegerischen Zeiten hielten Alles von dem Besuche des Theaters ab, und nach weniger als sechs Wochen, war der Direktor des Theaters genöthigt, sich für bankerott zu erklären. Die Gesellschaft

wurde entlassen und auch Mariane wurde durch dies Ereigniß in eine hülflose Lage versetzt.

Die Leute, bei denen Mariane wohnte, hatten Mitleiden mit ihr, und ließen ihr auf einige Zeit die Benutzung der Wohnung, bis sie würde ein anderweitiges Unterkommen gefunden haben. Zu der hülflosen Lage Marianens gesellte sich nun, um das Maaß der Leiden voll zu machen, auch noch eine Krankheit. Ein hitziges, selbst für Andere gefährliches Fieber bemächtigte sich ihrer, und der Wirth sah sich genöthigt, um seine Familie vor Unheil zu schützen, so leid es ihm auch that, den letzten Zufluchtsort Marianen zu nehmen.

Arm, verlassen, hülflos, krank wankte die Unglückliche voller Verzweiflung zu den Thoren der Stadt hinaus. Kein Ziel hatte sie, ihr einziger Trost war noch die Hülfe guter Menschen.

So gelangte sie nach dem Schlosse Nataliens, sie erbat sich auf einige Zeit ein Obdach, und ward liebreich und milde von der großmüthigen Herrin aufgenommen.

Durch Nataliens Sorge, durch ärztliche Hülfe und Pflege ward Mariane hergestellt, sie mußte bei Natalien bleiben, und es entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden.

Mariane vertraute der Freundin die Geschichte ihrer Leiden, und Natalie, die voller Überraschung in der geretteten Freundin die erste wahre Geliebte ihres Wilhelm erkannte, faßte im Stillen einen Plan, den die edle Amazone auch wirklich zur Ausführung brachte.

Der erste Theil der Meisterjahre schloß mit der Wiedererkennungsscene Wilhelms und Marianens. Aus seiner Ohnmacht erholte sich unser Freund, stürzte in die Arme seiner Jugendgeliebten und Natalia segnete

den Bund zweier Herzen, die sich früh fanden, die das Schicksal von einander riß und in die Welt feindselig hinausstieß, doch endlich in späten Jahren wieder vereinigte, um nun sie nie mehr zu trennen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Auf einem Hügel in der reizendsten Gegend des Dorfes saß unser Freund in traulichem Kreise. Mariane, seine wiedergefundene Mariane, jetzt sein liebes Weibchen, saß an seiner Rechten, zu ihren Füßen der blonde Felix. Natalie sorgte mit geschäftiger Hand für die Bereitung des Thees, und Laertes, der auf Urlaub seine dramatische Freistatt verlassen und unsern Freund versprochenermaßen besucht hatte, lagerte sich auf eine Rasenbank, und ergötzte sich in gemüthlicher Ruhe an den Dampfwolken seiner Pfeife.

Die Sonne hatte sich eben geneigt, um

Bayerische Staatsbibliothek München

in das Bette des Meeres zu steigen, als auf Wilhelms Antrag die Gesellschaft, der Gewohnheit gemäß, nach dem Hügel wanderte, um dort unter geselligem Gespräch sich der schönen Natur zu erfreuen.

Unser Kreis war nur klein, auch der verliebte Ernst fehlte, denn ihn litt es nicht länger, fern von seiner Geliebten zu leben. Die Sehnsucht zog ihn nach Süden und er war jetzt auf dem Wege zu Strahls, hauptsächlich aber zu seiner Emilie zurückzukehren, und förmlich um des Mädchens Hand und Herz sich zu bewerben. Glück auf die Reise.

In unsers Freundes Leben tritt jetzt gewissermaßen ein Ruhepunkt, ein Stillstand ein. Sein Haar färbte sich schon grau, sein Auge schaute nicht mehr so voll und kräftig in die Welt hinaus, er sehnte sich nicht darnach, von neuem die Welt zu durchwandern, nein, er pries sein häusliches Le=

ben glücklich, und dankte dem Schöpfer für den Hafen der Ruhe, den er jetzt erreicht hatte. Immer mehr und mehr neigte sich sein Gemüth zu derjenigen Behaglichkeit und Sorglosigkeit hin, die im reifern Alter, nach überstandenen Lehr= und Wanderjahren unsers Charakters sich zu bemächtigen pflegt; der schwache Körper erinnert den Geist an die Nähe des Todes, und ist der Gedanke daran erst erwacht, wahrlich dann wird uns keine Sehnsucht treiben, noch einmal hinaus in die Welt zu wandern und mit Gefahren und Sorgen zu kämpfen; ernst und ruhig werden wir uns ein stilles Plätzchen ausersehen, auf dem wir den kurzen Rest unsers Lebens in der Erinnerung früherer Tage hinzubringen gedenken, um dort unsere Rechnung mit dem Himmel abzuschließen.

Dieser letzte, eben ausgesprochene Satz, „unsere Rechnung mit dem Himmel abzu=

schließen," bringt uns auf den Gedanken, das Leben zu vergleichen mit einer Messe. Mit unzähligen Gegenständen aus allen drei Reichen der Natur ist bereits das Leben verglichen worden: wir fürchten uns daher mit Recht, einen neuen Vergleich unsern Lesern mitzutheilen, doch tröstet uns der Glaube, unser Gedanke sey vielleicht noch unbekannt. Das Leben verglichen wir einer Messe und beeilen uns nun, das tertium comparationis zu geben. Es sammelt sich die Menge auf dem Markte, man kauft, verkauft, speculirt, macht Entreprisen des Gewinnes halber, bis endlich die Zahlwoche heranrückt. Der Kaufmann eilt auf sein Comptoir, vergräbt sich unter Rechnungen und Schriften, und geht nun mit sich zu Rathe über den Erfolg seiner Bemühungen. Mancher gewahrt mit frohem Blick, wie richtig er speculirt, wie fleißig er gewesen und wie sein Gut sich vermehrt hat. Ohne

Herzklopfen, heitern Angesichts sieht er dem Termine entgegen, wo er die versprochenen Zahlungen leisten soll. Nicht so Alle. Unter der großen Menge Handelnder finden sich auch Viele, die verzweifelnd über zu gewagte, mißlungene Unternehmungen, mit Zittern und Zagen die Stunde erwarten, wo sie sich für bankerott erklären müssen. Gerade so ist's im Leben. Wir handeln, unternehmen, speculiren, wir wandern hinaus, um unser Herz und unsern Verstand zu bilden; kommen endlich die Jahre, die uns zur Ruhe nöthigen, kommt der Gedanke an das Ende unserer Lebenswallfahrt, dann suchen wir den ruhigen Ort, wo wir unsere Rechnung mit dem Himmel abzuschließen gedenken. Der brave, edle, gute Mensch zittert dann nicht vor dem Tode, in ihm lebt die Überzeugung, recht gehandelt und tugendhaft gelebt zu haben; gefaßt und heitern Muthes erwartet er die Trennungs-

stunde. Wer aber sich nicht reines Herzens ist bewußt, wer im Strudel der Welt und des Handelns den bessern Theil seines Ichs verlor, der sieht, wenn er nun in den späten Jahren seines Lebens mit sich zu Rathe geht, verzweifelnd auf das Facit seiner Rechnung, es stimmt nicht, das Debit ist zu groß und er harret zitternd des Monats, wo er vor dem weisen und allmächtigen Gotte den Bankerott seines Herzens erklären muß.

Der gütige Leser verzeihe diese Abschweifung, wir bitten um Nachsicht und kehren zu unserer Gesellschaft zurück.

Wilhelm lebte jetzt noch auf Nataliens Gute, hatte aber schon an Lothario und Theresen, deren Kenntnisse in der Landwirthschaft und Öconomie er schätzte, den Auftrag gegeben, ein schönes, bequemes und gut gelegenes Gut zu kaufen, wo er mit Marianen und Felix, der vorzüglich Geschmack an der Landwirthschaft fand, hinzuziehen,

und den Rest seines Lebens zuzubringen gedachte. Natalie gab sich alle Mühe, ihrem Freunde den Aufenthalt auf ihrem Gute so angenehm und unterhaltend als möglich zu machen; deshalb ließ sie die neuesten literarischen Produkte aus der nahe gelegenen Stadt nebst den vorzüglichsten Tagesblättern und Zeitschriften kommen, weil sie die Neigung unsers Wilhelm Meister zur Literatur kannte. Wilhelm erkannte mit Dank diese Aufmerksamkeit Nataliens und ließ es sich recht wohl seyn. Auf seine Bitten hatte endlich Mariane darin gewilligt, im letzten Akte ihres Lebens dem Freunde, dem Geliebten ihrer Jugend vor dem Altare die Hand zu reichen; das Herz besaß Wilhelm schon. Ganz im Stillen wurde das treue Paar von dem Pfarrer des Orts an einem freundlichen Tage getraut und nur Natalie und Laertes waren Zeugen der feierlichen Handlung.

Doch wir haben ganz vergessen, etwas Näheres über Laertes Anwesenheit auf Nataliens Gute zu sagen. Wilhelm hatte in der Kaiserstadt Deutschlands seinen alten muntern Freund Laertes als König Philipp auf dem Hoftheater wiedergefunden, und verließ ihn, nachdem jener das Versprechen gab, im nächsten Frühjahre seinen ehemaligen Prinzen Hamlet zu besuchen. Er hielt auch Wort. Schwäche des Körpers nöthigte ihn, auf einige Zeit Urlaub vom Theater zu nehmen und zu reisen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Die Gelegenheit war ihm gerade noch gewogen, und er beschloß, seinem Versprechen zu genügen, die Urlaubzeit bei seinem Freunde Meister auf dem Lande in der freien Luft, in der glücklichen Natur, entfernt von dem Treiben der großen Stadt, zuzubringen. Als Laertes in Erfahrung gebracht hatte, daß Wilhelm noch auf Nataliens Gute sey, so wandte er zu

unsers Freundes herzlicher Freude hierhin seine Reise. Auch Natalien war diese Überraschung nicht unangenehm. Laertes erleichterte ihr ja die Unterhaltung Wilhelms, und sie selbst fand, nachdem sie den muntern Künstler näher hatte kennen lernen, viel Geschmack an seiner Unterhaltung und an seinem Umgange.

Zweites Kapitel.

Aus unsers Freundes Leben erinnern wir uns, daß er gern über literarische Gegenstände sich unterhielt, und wo es ihm nur irgend möglich war, suchte er das Gespräch auf die Erzeugnisse im Felde der Kunst und des Wissens zu bringen. Aus den Unterhaltungen mit Laertes, Natalien, Marianen und Felix theilen wir nur einige Ansichten unsers Freundes mit.

Eine neue Schrift von Jean Paul gab den Freunden Gelegenheit, sich über diesen Dichter auszusprechen.

„Jean Paul," begann Laertes, „hat mich in allen seinen Schriften reich befrie-

digt, er ist ein gemüthlicher Dichter, er kann satyrisch, sentimental oder humoristisch seyn, und seine ungeheure Phantasie versetzt mich oft in Staunen und Bewunderung. Im Titan, im Hesperus, in der unsichtbaren Loge finden wir auf jeder Seite den witzigen, aber auch gefühlvollen großen Geist."

„Mir scheint Jean Paul," entgegnete Wilhelm, „etwas zu schroff in seinen Witzen. Ich will ihm keinesweges die Vorzüge, die Sie ihm beilegten, absprechen, nein, er ist satyrisch, humoristisch und gefühlvoll, aber zuweilen läuft sein Witz mit der gesunden Vernunft davon, sein Humor wird langweilig und der gefühlvolle Dichter wird oft Schwärmer. Betrachten Sie, lieber Laertes, nur einmal seine riesenhaften Vergleiche, gehen sie nur einmal die Charaktere in seinen Romanen durch, und sie werden meine Aussage bestätigt finden. Ich möchte Jean Paul mit einem wüsten Garten vergleichen'

der reich geschmückt ist mit köstlichen Blumen, nur findet man hier und da hoch aufgeschossene Disteln, die von weitem als majestätische Blumen erscheinen, in der Nähe aber doch nichts weiter, als eben Disteln sind. Oft findet sich auch unter diesen hochaufgeschossenem Unkraut ein niedliches anspruchsloses Veilchen, dessen Blau dem Auge recht wohl thut. Von der Ferne aus nimmt sich der Garten recht erhaben, schön aus; nur in der Nähe bemerkt man, wenn man die einzelnen Parthien durchwandert, die größte Unordnung, und der Gärtner scheint sich gerade auf diese Unordnung etwas einzubilden. Irgendwo erinnere ich mich über den Witz dieses Dichters ein Urtheil gelesen zu haben, das wenigstens meinen vollen Beifall hat. Dieses Urtheil ist ganz kurz und lautet: „Jean Paul kokettirt mit seinem Witz."

„Das scheint mir," meinte Laertes,

„doch ein wenig zu hart geurtheilt, wiewohl ich eingestehen muß, daß mir hie und da sein Witz etwas zu gesucht vorkommt. In diesen Fehler sind aber unsere Satyriker oft verfallen, denken Sie nur an Rabener, Lichtenberg."

„Halt! lieber Laertes," fiel Wilhelm dem Freunde ins Wort, „sie nennen da zwei Namen so neben einander, die gar nicht zusammen passen. Wie können sie nur den faden, alltäglichen Rabener neben Lichtenberg stellen. Ich muß Ihnen nur bekennen, daß ich den Letzteren vielleicht für den größten Geist, den jemals Deutschland gekannt, halte, und ich freue mich, daß wir von Jean Paul so gerade auf ihn kommen."

„Lichtenbergs Satyre liegt zu sehr in Gedanken, er berücksichtigt weniger die witzige Einkleidung, die Form und mit den gewöhnlichsten Worten, in den alltäglichsten

Ausdrücken sagt er oft den witzigsten Gedanken."

„Mein Gott, Laertes, Sie widersprechen sich ja selbst. Der Witz muß ja eben nur im Gedanken liegen, wenn er Werth haben soll. Gerade was Sie an Lichtenberg zu tadeln finden, muß ich loben. Immer wird der Witz gehoben werden, sobald er im einfachen Kleide vorgeführt wird, die Überraschung ist dann um so größer, und die Wirkung vollkommner."

„Mit nichten, mein Freund! davon werden sie mich nicht überzeugen. Der Gedanke macht den Witz nicht aus. Als Gedanke kann er scharfsinnig, aber nie witzig seyn, die Form erst giebt ihm den Witz und macht ihn dann, wie ich schon sagte, eben zu einem witzigen Gedanken. Ich hätte besser gethan vorhin, als ich von Lichtenbergs Witz sprach, statt des Ausdruckes: „witziger Gedanke" lieber: „scharfsinniger Gedanke"

zu sagen, um dadurch jedem Mißverständnisse in meiner Behauptung vorzubeugen."

„Wenn ich nun aber aus den Werken unserer größten Kunstrichter und Ästhetiker beweise, daß der Witz in dem Gedanken liegen müsse, um auf das Epitheton „witzig" Anspruch machen zu können, werden Sie alsdann noch bei ihrer Theorie eigensinnig verharren?"

„Allerdings werde ich das. Bei mir ist diese Theorie zur Überzeugung geworden und kann mir so leicht nicht geraubt werden."

„Nun, dann lassen Sie uns um Gotteswillen nicht länger streiten. Sie behaupten, die blaue Farbe sey schwarz, ich sage, sie ist blau, und — hiermit sind wir fertig. Indessen muß ich noch hinzufügen, daß Sie mir scheinen, das Lächerliche mit dem Komischen zu vertauschen. Ein einfacher Gedanke, eine gewöhnliche Rede spaßhaft vorgetragen,

kann unser Lachen erregen, deshalb ist dieser Gedanke aber noch keineswegs witzig. Der Werth des Komischen scheint hauptsächlich darin zu liegen, wenn hinter dem Scherze selbst ein gewisser Ernst verborgen ist. Nehmen Sie irgend einen witzigen Ausspruch Lichtenbergs und zergliedern sie denselben, so werden Sie das wahrhaft Komische und Witzige erkennen. Bouterweck, den Sie als Ästhetiker doch gewiß schätzen werden, sagt in seiner Analyse des Komischen: „Aber in den Scherz selbst, den Ernst so übertragen, daß jener die Dienste thut, die man zuweilen selbst diesem vergebens ansinnt, ist des wahren Satyrikers und des Humoristen Pflicht und Beruf. *)

Laertes saß ruhig da, und schien nicht geneigt, eine Antwort unserm Freunde hierauf zu geben.

*) Siehe Bouterwecks Aesthetik. 1ster Theil. Seite 175.

„Ich merke, lieber Laertes," fuhr Wilhelm fort, „daß Sie ungehalten über meine Citation Bouterwecks sind. Ich hatte mir zwar vorgenommen, Sie vollkommen von meiner Ansicht zu überzeugen, denn Sie wissen wohl, daß man gern zu belehren trachtet, aber seyn Sie unbesorgt, ich breche schon ab."

Drittes Kapitel.

Wilhelm fing jetzt an, sich näher über die Vorzüge Lichtenbergs auszulassen, er schilderte die vortreffliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche und behauptete, daß Lichtenberg bei weitem mehr Witz, Tiefe und Verstand in Hogarths Kupferstiche hineingetragen habe, als wirklich darin verborgen sey. Die unbedeutendsten Gegenstände, die dem Auge des aufmerksamen Beschauers selbst entgehen, sucht Lichtenberg hervor und findet darin reichen Stoff zu trefflichen witzigen Bemerkungen. Nichts übergeht er, das Kleinste hat für ihn Werth, und sogar das, wobei Hogarth oft sich gewiß selbst nichts

dachte, hebt er hervor zur Freude seiner Leser. Ohnstreitig steht auch Lichtenbergs Erklärung höher und hat größeren Werth als Hogarths Kupferstiche selbst. Doch nicht allein in diesem Werke ist unser vortreffli- cher Satyriker so ausgezeichnet, nein — überall in seinen Schriften finden wir den wahren Witz, den ächten Humor und dabei den tiefsten Verstand. Selbst wo Lichtenberg Gegenstände der Physik und Chemie im Göttinger Almanach abhandelt, finden wir doch zerstreute Witzfunken, die um so glänzender leuchten, je mehr sie von abstrakten Begriffen umgeben sind.

In neuern Zeiten trat Th. Friedrich als Satyriker auf, jedoch stand dieser weit gegen Lichtenberg zurück, denn nur durch Lokal = Witze vermochte er, das Lachen der Menge zu erregen, Poesie mangelte seinen Gedanken ganz.

Franz Horn in dem ersten Theile sei-

nes Werkes: „die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts," erwähnt unter dem Artikel: Lichtenberg, eine Äußerung dieses witzigen Kopfes mit folgenden Worten: Lichtenberg habe mit ganz besonderer Offenherzigkeit erklärt, er liebe die Poesie nicht, ja er hasse und verachte sie ein wenig. — Leset Euler und Newton, und werft Klopstock in den Winkel!" Sollte Lichtenberg diese Äußerung wirklich gemacht haben, wie wir auf Fr. Horns Autorität annehmen müssen, so wagen wir doch keck zu behaupten, daß Lichtenberg selbst eins unserer größten poetischen Genies, vielleicht das größte war. Ist die Satyre nicht ein vorzüglicher Theil der Dichtkunst? Gehört nicht Tiefe der Gedanken hauptsächlich zur Poesie? Wir werden doch nicht behaupten wollen, daß die Form des Kunstwerks allein es begründe, ob es zur Poesie zu rechnen oder nicht? Die

Poesie muß im Gemüth liegen, dort keimt und bricht sie dann hervor und gleichgültig ist, nach welcher Richtung, zu welchem Ziele sie sich hinneigt. Werden wir nicht dem talentvollen Maler, wenn er auch nie einen Vers gedichtet, poetisches Gemüth zuerkennen? Wir fühlen uns zu schwach, den Gedanken, der uns in diesem Augenblicke vorschwebt, näher zu erörtern; wir deuteten daher nur an, und überlassen großen Geistern die nähere Untersuchung. Sie werden dann bald entscheiden, ob dieser Gedanke — ein Gedanke, oder ob er — keiner ist. Betrachten wir also Lichtenbergs Schöpfungen von diesem Gesichtspunkt aus, so können wir mit Recht ausrufen: Wem soll man poetisches Gemüth zuschreiben, wenn wir es diesem abzusprechen wagen?!!! — Wer kann auftreten und tadeln, was als so vollendet dasteht? Noch

hat es ja kein Kritiker gewagt, unseres Satyrikers Werke anzutasten; sollte es einer je gethan haben, oder noch thun wollen, so wird man bald den Verehrern Lichtenbergs, und deren Anzahl ist gewiß nicht klein, müssen: „risum teneatis" zurufen.

Zum Schluß dieses Kapitels können wir nicht umhin, aus unsers Landsmanns Schriften einige Gedanken herauszuheben, um in den Augen unserer Leser nicht bloß als fade Lobhudler dazustehen: —

„Das Buch, das in der Welt am ersten verboten zu werden verdiente, wäre ein Catalogus von verbotenen Büchern. — Mir thut es allemal weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Welt hat dergleichen nöthiger als der Himmel. — Wenn jemand etwas schlecht macht, das man gut erwartet, so sagt man: nun ja, so kann ichs auch.

Es giebt wenig Redensarten, die so viel Bescheidenheit verrathen."

Nun? Können wir nicht mit Recht sagen, der göttliche Lichtenberg?!!!

Viertes Kapitel.

Später suchte Laertes die Unterhaltung auf die dramatische Kunst zu bringen, und bedauerte dabei den Verfall der eigentlichen Comödie, des sogenannten Lustspiels. „Es scheint," rief er aus, „wenn wir heutzutage auf die Flut der Übersetzungen aus dem Französischen, die immer mehr und mehr noch täglich, ja, man möchte fast sagen, stündlich anschwillt, einen Blick werfen, in Deutschland ein total unfruchtbares Zeitalter für das Lustspiel eingetreten zu seyn. Unsere Klassiker Lessing, Jünger, Schröder, Engel, Beck, Beil, haben keine Nachahmer gefunden, und doch kann ich mir nicht erklä-

ren, warum die Werke dieser klassischen Lustspieldichter auf der Bühne stets eine so geringe Anzahl Zuschauer versammeln, die noch dazu lau und frostig diesen Genuß aufnehmen."

„Darüber wundere ich mich ganz und gar nicht," entgegnete Wilhelm, „denn der Geschmack unseres heutigen Theaterpublikums ist ganz und gar zum Gemeinen herabgesunken und wird eben durch die täglich anwachsende Menge Übersetzungen fader, zweideutiger und oft total unsinniger Lustspiele und Possen abgehalten, sich aus dem Staube empor zu heben. Wenige, nur sehr wenige Verehrer jener ächten Originaldichter sind noch vorhanden, und auch diese wenige besuchen nur aus Anhänglichkeit an die berühmten Namen, die alten klassischen Lustspiele, weil in ihnen die Sprache schon sehr veraltet und der jetzigen Zeit nicht mehr anpassend ist."

„Es giebt," meinte Laertes, „in manchem Lande Verbote gegen die Einfuhr fremder Waaren; warum könnte man nicht auch aus Sorge für den guten Geschmack das Einführen der Vaudevilles auf deutschen Grund und Boden eben so verbieten? Dann sehen sich ja unsere guten Köpfe in Deutschland genöthigt, an Umwandlungen jener klassischen Dichter zu arbeiten, sie mundrecht der jetzigen Generation zu machen; dann würde auch das Studium dieser Meister ausgebreiteter werden und mancher glückliche Nachahmer derselben auftreten können, als deutscher Original-Lustspieldichter."

„Einerseits leuchtet die Unmöglichkeit eines solchen Verbots," versetzte Wilhelm, „von selbst ein; andererseits wäre es auch ungerecht, wenn man der freien Kunst Fesseln anlegen, und für gewisse Distrikte des Landes ein gewisses Streben anbefehlen wollte.

Das Publikum ist jetzt durch Confituren und Eingemachtes verwöhnt, eine gesunde kräftige Speise kann es nicht ertragen; daher bedarf es denn auch eines gescheuten Arztes, der langsam und mit Nachsicht das Gift aus dem Körper zu treiben sucht. — Nun, damit will ich noch nicht sagen, daß alle Produkte der Franzosen in diesem Zweige der Literatur giftiger oder bösartiger Natur sind; man findet auch — aber selten — zuweilen eins besserer Art. — Die Handlung in den meisten dieser französischen Possen geht rasch vor sich, aber sie ist uninteressant, und wird nur interessant für die Menge durch die zweideutigen Situationen, nach denen der Dichter fast in jeder Scene strebt; denn er lebt ja vom Beifall dieser Menge, kennt sein Publikum und sucht also den Neigungen seiner Gönner zu schmeicheln. Unmöglich liegt es im Charakter unserer deutschen Nation, an solchen

leichten, zweideutigen und trivialen Späßen Geschmack zu finden. Im Gegentheil ist unser Vaterland bisher allen Völkern in der Literatur ein Vorbild hinsichtlich der Gediegenheit des Geschmackes gewesen; nur die Mode vermochte die Deutschen zu bewegen, an den Thorheiten fremder Völker auf einige Zeit Gefallen zu finden. Mit Recht glaube ich daher, daß unser deutsches Vaterland bald diese Unnatur ablegen und seines alten Ruhmes eingedenk, das Fremdartige verachten, und zum Bessern, Höheren zurückkehren wird."

„Noch habe ich mir immer nicht recht erklären können, warum unsere neuern Originallustspieldichter so wenig Aufmunterung und Beifall vom Publikum erhielten. Wir zählen deren eine nicht ganz kleine Anzahl und manches gelungene Sittengemälde, manche treffliche Charaktere finden sich bei ihnen vor. Contessa, Müllner, J. v. Voß,

Kotzebue, Anton Wall, Hagemann, Gubitz, Müchler, Körner, Rochlitz, Franul v. Weißenthurn, Steigentesch, Adolph v. Schaden, Kurländer, Lembert, Lebrün, Schmidt gehören dazu, und ich könnte noch fortfahren, Ihnen deren Mehrere zu nennen, die aber weniger bekannt oder doch unbedeutender sind."

„Ich sagte Ihnen ja schon, Laertes, der jetzige Zeitgeschmack sey daran Schuld, und auch wohl einigermaaßen die Trockenheit dieser Lustspieldichter, die Sie eben aufzählten. Sie werden, wenn Sie gefälligst mit mir diese Helden in nähern Augenschein nehmen, dies Urtheil nicht zu stark finden. Sie haben die Leutchen zwar etwas bunt durch einander geworfen, ich will aber ihre Folge beibehalten und nun meine Meinung Ihnen über jeden Einzelnen, aber nur im Allgemeinen, sonst würde ich zu weitschweifig werden, mittheilen. Müllner hat nur we-

nige Lustspiele geschrieben, und ich halte „die Vertrauten" für sein Bestes, wie- wohl die Handlung hie und da mich zu sehr an die Intriguen der Franzosen erin- nert. Die Charaktere sind darin ziemlich richtig gehalten und der Dialog ist edel und dem feinen Conversationston ange- messen. Indessen, das Interesse, was doch die Hauptsache bei einem guten Lust- spiele ist, mangelt doch diesem Spiele ganz. Gleich nach den ersten Scenen wissen wir schon den Gang und das En- de der Handlung und dadurch eben wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers träge, die Spannkraft nicht angeregt, mit einem Worte, das Interesse mangelt dem Gan- zen. Bei seinen übrigen Lustspielen: Der Blitz, die großen Kinder, u. s. w. finden Sie denselben Fehler, und diesen man- geln auch noch eigentliche Charaktere, wes-

halb ich auch das früher genannte Stück: „Die Vertrauten," bei weitem allen seinen übrigen Lustspielen vorziehe.

Fünftes Kapitel.

J. v. Voß hat in frühern Zeiten manches ziemlich gute, unterhaltende Lustspiel geschrieben; ich zähle dazu: „die Griechheit“ und „Künstlers Erdenwallen.“ In der neuern Zeit aber scheint ihn sein Genius ganz verlassen zu haben; er fällt so sehr in das Niedrige, ja man kann ohne Rückhalt sagen, in das Gemeine und zwar so, daß die Darstellungen seiner neuern Stücke auf der Bühne nur noch das Wohlgefallen der Gallerie zu erbeuten im Stande sind. Jüngst hat er wiederum einen Band neuer Lustspiele an das Tageslicht gefördert, wo unter vier Piecen nur das letzte: „Berlin im Jahre 1924“

mir einen hübschen Gedanken zu enthalten scheint. Die Idee, ein Bild der zukünftigen Zeit zu geben, bietet der Phantasie reichen Stoff, aber der Gedanke ist nicht ganz neu *) und Voß hat ihn auch nicht gut benutzt. Man wird aus dem ganzen Gewebe nicht recht klar und bleibt im steten Zweifel, ob der Dichter wirklich das zukünftige Zeitalter sich so denkt, oder nur seinen Spott damit treibt. Kalt und steif sind dagegen die beiden frühern Lustspiele: „Berlin im Jahre 1824" und „Berlin im Jahre 1724." Letzteres mißfiel mir ganz und gar, denn der Stoff, der so manche komische und interessante Situation darbietet, war gar nicht ordentlich benutzt, und dem Werke selbst kann man es recht gut ansehen, daß der Dichter ohne Laune und Liebe für seinen Gegenstand gearbeitet hat; er wird oft gedehnt und statt

*) Meisl Theaterpossen. Das Jahr 1723, 1823 und 1923.

Lachen, oder wenigstens Interesse zu erregen, erregt er nur Langweile."

Unser Freund sprach auch über Kotzebue, und legte nur die Ansicht dar, die wir schon über diesen Dichter in dem ersten Theile dieses Buches erwähnten. Wir verweisen daher des Zusammenhangs wegen unsere Leser darauf hin, und trauen der Consequenz unseres Freundes wohl zu, daß er seitdem seine Ansicht über Kotzebue gewiß nicht geändert hat. Das Resultat seines Urtheils ist ungefähr: Kotzebue ergötzt, ohne tief zu seyn, er wirkt auf das Gefühl in der Benutzung einer augenblicklichen komischen Situation, aber er interessirt weniger.

„Von Anton Wall," so fuhr Wilhelm fort, „weiß ich wahrhaftig nicht viel zu sagen, denn mir ist nur ein Lustspiel von ihm, „die beiden Billets," bekannt. Die drei Charaktere darin sind sehr wahr und anzie-

hend gezeichnet, die Sprache ist diesen Charakteren angemessen, und die Handlung — i nun, die Handlung unterhält, wiewohl das wahre Interesse eigentlich abgeht. Indessen müssen wir auch nicht zu große Forderungen an dergleichen Werke machen; Laune herrscht in dem Stücke, und es hat mich begierig gemacht, mehrere Produkte dieses gefälligen Dichters kennen zu lernen, jedoch bis jetzt habe ich noch nicht weiter gehört, daß mehrere Lustspiele von ihm existiren."

„Weit fruchtbarer dagegen, als Anton Wall, ist unstreitig Franul v. Weißenthurn. Sie, Laertes, kennen dieselbe gewiß; denn ich habe gehört, sie sey dramatische Künstlerin bei dem Hoftheater, bei dem auch Sie angestellt sind."

„Ganz recht. Indeß ihr Ruf als Schauspielerin ist nicht so ausgebreitet, wie der, als Dichterin. Offenherzig gestanden,

lieber Meister, gefallen mir nur sehr wenige von ihren Sachen. Die Handlung ist gedehnt und die Helden und Heldinnen predigen so viel Moral in einem fort, daß einem armen Sünder dieser Welt ordentlich dabei bange wird. In anderen Stücken, wo der Stoff die Dichterin hindert zu moralisiren, herrscht zuweilen Laune."

„Hören Sie," fiel Wilhelm ihm ins Wort, „ich muß Ihnen ein Geschichtchen mittheilen, über dessen Wahrheit oder Unwahrheit ich gern belehrt seyn möchte. — Als ich mit dem Baron und seiner Gemahlin und Ernst während des Sommers das Bad besuchte, durchstreifte ich oft mit Ernst die umliegende paradiesische Gegend. Eines Tages gelangten wir zu einem prächtigen Garten und, da die Pforten desselben weit geöffnet standen, zauderten wir nicht einzutreten. Am Ende einer Allee gewahrten wir ein wunderschönes Mädchen sitzend, das

Spinnrad vor sich und ämsig beschäftigt, ohne die Augen vom Flachs zu erheben, die niedlichsten Fäden zu spinnen. Ernst, dem das schöne Antlitz sehr zu behagen schien, trieb mich an, darauf loszugehen. Wir näherten uns schüchtern und, als wir fast ganz nahe waren, grüßten wir sehr höflich und baten in bescheidenen, anständigen Worten um Entschuldigung unserer Kühnheit. Keine Antwort. Wir wiederholten unsere Anrede. Da erscholl ein Lächeln — aber woher dieses Lächeln kam, das wußten wir wahrlich nicht, denn unsere schöne Spinnerin verzog keine Miene und arbeitete unaufhörlich. Endlich, um kurz zu seyn, gewahren wir denn, daß im Hintertheile des Stuhles ein Knabe sitzt und die ganze Maschine, unsere Schöne war von Holz, zu seinem Vergnügen dirigirt. — Tausendmal, und abermal tausendmal, bitte ich, theurer Freund, um Entschuldigung für

diese etwas langweilige Erzählung; ich habe dabei ganz das Geschichtchen von unserer Dichterin vergessen, das ich Ihnen mittheilen wollte. Nun hören Sie nur, die Welt denkt doch immer Arges von den Leuten, und sucht das Erhabene in den Staub zu ziehen. So erzählt denn auch der böse Leumund: Franul v. Weißenthurn sey so eine Spinnerin, wie ich Ihnen eben beschrieb, sie gäbe weiter nichts zu allen ihren Dichtungen her — als den Namen. Unmöglich kann ich das glauben; ich erzähle es Ihnen nur, um durch Sie eines Bessern belehrt zu werden, indem Sie, Laertes, wahrscheinlich wissen, ob die Welt diesmal recht oder unrecht habe." — „Ich kann Ihnen," versetzte Laertes, „darüber keine genügende Auskunft geben, indem ich mich zu wenig um die Verhältnisse der Dichterin bekümmert habe. Ich stimme auch Ihnen bei, und halte die ganze Geschichte bloß für eine Er-

findung böser Menschen, die der Dichterin und Künstlerin ihren Ruhm beneiden, und deshalb auf die empfindlichste und kränkendste Weise sie heimtückisch anzufeinden suchen."

Sechstes Kapitel.

„Steigentesch, Kurländer, Lembert, Castelli, Lebrün, Schmidt gehören so ziemlich in eine Kategorie, worin aber der erste, Steigentesch, und der letzte, Schmidt, die Hauptplätze einnehmen. Steigentesch hat manches recht Gute geschrieben, namentlich „die Mißverständnisse,“ nur leidet sein Dialog an Schwerfälligkeit und seine Poesie an Prosa; Schmidt hat durch das Preisstück, „der leichtsinnige Lügner,“ sich in der dramatischen Literatur einen Namen erworben, jedoch finde ich nach meiner Ansicht nichts so außerordentlich Vortreffliches an dem ganzen Stücke. Die Idee ist nicht neu,

und erinnert zu sehr an Goldoni und dann sind die Charaktere auch gar zu gewöhnlich. Seinem neuesten Werke: „Die Theilung der Ehre," ist von seinen Mitbürgern reicher Beifall, übertriebenes Lob gespendet worden; an andern Orten dagegen hat es nicht nur nicht gefallen, sondern ist auch gefallen. Hätte der Dichter die Handlung des Stücks, die nicht ganz ohne Interesse ist, die sich jetzt durch mehrere Akte mühsam durchspinnet, wo denn gegen das Ende der Faden immer feiner und feiner wird, in einem Akt zusammengedrängt, so bin ich überzeugt, es würde in dieser Gestalt nicht nur allgemeinen Beifall, sondern auch bei weitem mehr ästhetischen Werth erhalten haben."

„Kurländer, Lembert, Lebrün, Castelli haben nur sehr selten und sparsam ihr eigenes Feld bestellt; meistentheils lieferten sie dem verderbten jetzigen Zeitgeschmacke nur

immer mehr und mehr Stoff, tiefer zu sinken. Ihre Übersetzungen aus dem Französischen und Nachbildungen nach dem Französischen des Melesvilles, Scribe ꝛc. ꝛc. sind nur Kinder, die auf kurze Zeit das Tageslicht oder, besser und richtiger gesagt, den Lampenschein des Theaters erblicken, sich eines beifälligen Lächelns vom Olymp herab erfreuen, und gleich ephemeren Erscheinungen an dem andern Tage schon zu Grabe getragen und vergessen sind. Das meiste Glück mit diesen fremden Produkten machten Theodor Hell, Carl Blum und Frau Krickeberg. Der Erstere verstand es sehr wohl, das Bessere aus der ungeheuren Masse der französischen Erzeugnisse hervorzusuchen und auf die ihm eigenthümliche Weise dem Publiko angenehm und schmackhaft zu machen. „Der Unschuldige muß viel leiden," „der Hofmeister in tausend Ängsten," werden überall gefallen und Beifall

erhalten. Carl Blum stellt uns in seinem „Bär und Bassa,“ „Gänserich und Gänschen,“ u. s. w. den klassischen Unsinn dar, und amusirt deshalb eine Zeitlang. Nur bitten wir diesen talentvollen jungen Dichter und Tonkünstler um des Himmelswillen mit einem „Prinz Riquet“ oder dergleichen uns zu verschonen, denn was auch politische Zeitungen, die sich so en passant auch um Kritik der dramatischen Literatur bekümmern, sagen mögen, ich finde doch Prinz Riquet sowohl hinsichtlich des Textes als der Musik — unter aller Kritik. Frau Krickeberg hat gleichfalls mehrere ziemlich hübsche Piecen aus dem Französischen übertragen, und hauptsächlich hat mich das jüngste ihrer Kinder: „Der Kammerdiener,“ als ein artiges Intriguenstück gefallen. Artig, sag' ich, nein, da thue ich doch der Sache allzu viele Ehre an, ich hätte lieber den Ausdruck: „unartig,“ gebrauchen sollen, denn die Hand-

lung des Stücks dreht sich nur um eine Equivoque."

Gern hätte Wilhelm bei der Erwähnung Theodor Hells etwas über seine neuen Dramen aus dem Französischen gesagt, aber da sich der Gegenstand der Unterhaltung zwischen ihm und Laertes nur auf das Lustspiel beschränken sollte, so schwieg er ganz davon. Wir können aber nicht umhin, einige Worte hier noch darüber einzuschalten. „Die Galeerensclaven" und „die beiden Sergeanten," haben in unsern Tagen auf allen Bühnen Deutschlands Sensation (furore) erregt, ob mit Recht oder Unrecht? wollen wir den Kunstrichtern zur Entscheidung überlassen. In den Galeerensclaven erschien uns nur immer die Scene, worin Francois den gebrandmarkten Arm seiner Geliebten den Zuschauern hinhält, nicht nur unästhetisch, sondern im höchsten Grade abschreckend, gräßlich. Ist das etwa heutzutage Rührung,

wenn im Parterre die Damen vor Schreck aufkreischen und in Ohnmacht sinken? Unwahrscheinlichkeiten finden sich ebenfalls in diesem, wie in dem andern Drama: „die beiden Sergeanten," vor, doch — genug davon. Wir dürfen uns darüber kein absprechendes Urtheil erlauben. Wo Alles so überschwenglich lobt und wir tadeln wollten, da ist es besser, daß wir fein im Hintergrunde bleiben und schweigen.

Siebentes Kapitel.

Noch bis auf den heutigen Tag weiß man nicht mit Gewißheit zu sagen, zu welcher der Dichtungen der Roman gehört. Der Eine meint dies, der Andere jenes. Die Gelehrten und Kunstrichter haben sich darüber oft gestritten, doch ohne zu einem glücklichen Resultate gekommen zu seyn. Bouterweck classificirt die Dichtungsarten in seiner Ästhetik folgendermaßen. Die erste Classe umfaßt nach seiner Ansicht die lyrischen Formen, das Lied, die Ode u. s. w. Die zweite Klasse die didaktischen Formen, die dritte Klasse epische Formen, die vierte Klasse dramatische Formen. Nun fügt er noch

eine fünfte Klasse, eine Ergänzungsklasse hinzu und in dieser handelt er dann zum Schluß, nachdem er Hirtengedicht, Epigramm, beschreibend Gedicht, äsopische Fabel vorangestellt, ganz in der Kürze noch vom Romane. Unstreitig leuchtet bei dieser Klassifikation hervor, daß Bouterweck ganz allein auf die Form der Dichtungen Rücksicht genommen, und nach ihnen sein System aufgestellt hat.

Es wäre eine unverzeihliche Arroganz von unserer Seite, wenn wir diesen großen Philosophen tadeln (i nun, das wäre leicht) oder gar verbessern wollten. Bouterwecks Ansehen, Verdienst und Gelehrsamkeit ist zu groß und zu allgemein bekannt, als daß wir nicht mit Recht befürchten müßten, mit unserer Verbesserung verlacht und verspottet zu werden. Indessen wird dieser Gelehrte uns es gewiß nicht übel deuten, wenn wir es unternehmen, neben seiner Klassification, die

gewiß ihre großen Vorzüge hat, noch eine andere aufzustellen, die in der Grundlage ganz von der Seinigen abweicht, also von Niemanden als eine Verbesserung der Theorie des großen Ästhetikers angesehen werden kann. Eigentlich sollten wir mit unserm Problem fein zu Hause bleiben, und nicht in die Schranken treten, denn am Ende geht es uns doch damit noch traurig, und wir werden ausgelacht, doch das mag auch seyn, warum soll man nicht im freien Lande auch frei seine Ansichten über Kunst und Wissen aussprechen können? Warum soll man nicht lieber über eine falsche Meinung sich öffentlich belehren lassen, um Irrthümer abzulegen, mit denen man sonst im Stillen ungewarnt und ungebessert herumschleichen müßte? — Also frisch an das Werk.

Über den Begriff der Poesie herrscht kein Zweifel. Die Poesie äußert sich aber

nun auf verschiedene Weise, und giebt uns dadurch Gelegenheit, die einzelnen Kunstwerke in gewisse Gattungen einzuschränken, zur bessern Übersicht und zur richtigern Beurtheilung. Hauptsächlich unterscheiden sich die Dichtungen ihrem Charakter nach: theils sind es reine Erzeugnisse unseres Gefühls, theils geben wir unsern Gedanken bloß poetische Form und endlich werden wir durch einen Gegenstand, durch ein Gefühl hingerissen zur poetischen Schilderung eines Gegenstandes oder einer Handlung. Wir wollen damit nicht sagen, daß der einen Dichtungsart das mangeln müsse, was der andern ihren Werth giebt; wir beschränken dadurch keineswegs die Phantasie oder das Gefühl, sondern wir gehen lediglich von dem Grundsatze aus, nach dem vorwaltenden, vorherrschenden Charakter einer Dichtung dieselbe auch zu classificiren. Wir

nehmen zu Folge dieser Meinung drei Dichtungsarten an:

1) Die Gefühlspoesie. Hier ist der vorherrschende Charakter also das Gefühl, der Sinn. Es würde also zu dieser Gattung das Lied, die Ode, Sonett, Elegie, Heroide und Idylle gehören.

2) Die Verstandspoesie. In ihr ist nicht die Empfindung der Hauptgegenstand des Kunstwerks, sondern der Gedanke, und durch den Gedanken zu empfinden, zu belehren oder zu unterhalten. Das Lehrgedicht, Epistel und die Fabel gehören dazu. Die Fabel allerdings, denn in ihr ist die Moral, die sie enthält. Der Charakter des Kunstwerks und das Erzählende, Handelnde giebt ihm nur die Form.

3) Die erzählende oder beschreibende Poesie. Durch einen äußern oder innern Bewegungsgrund getrieben, malen wir

eine Handlung aus, deren Interesse uns begeistert hat. Diese Ausmalung kann in verschiedener Form geschehen, und deshalb werden wir auch zu dieser Klasse das Epos, die poetische Erzählung, das Mährchen, die Romanze, die Ballade, das Drama, Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel und den Roman rechnen müssen, und somit wüßten wir nicht, welche Dichtungsart uns noch übrig bliebe, die nicht in diese drei Klassen einzupassen wäre, sondern einer vierten oder fünften Ergänzungsklasse bedürfte.

So viel von unserer Ansicht. Ist diese Eintheilung neu, so soll es uns lieb seyn, etwas Neues an das Tageslicht befördert zu haben, wenn es auch an Mangel und Unrichtigkeiten leiden sollte. Wir erwarten nun die Belehrung gelehrter und erfahrner Männer hierüber und werden jeden freundlichen Tadel gern anhören und unsere Mei-

nung darnach zu berichtigen oder ganz abzulegen suchen.

Dieses Kapitel schrieben wir gleichsam als Vorrede zu den Urtheilen, die wir in den folgenden Kapiteln von unserm Freunde über die romantische Literatur unserer Zeit hören werden. Wir bitten aber wegen der Abschweifung unsere Leser um Verzeihung. — Ach! Wir hätten eigentlich oft um Verzeihung zu bitten, denn ein großer Theil unserer Leser wird wahrlich für dieses Buch noch eine Ergänzungsklasse zu unserm Systeme von einer Eintheilung der Poesie erdenken müssen; denn soll es ein Roman seyn, wozu diese buchlangen, im Einzelnen aber doch nur flüchtigen, Ansichten der neuesten Literatur? Oder soll es etwa ein Buch voller kurzer Recensionen und Kritiken seyn, wozu dann Marianens Geschichte, wozu alsdann verfolgt es die Lebensgeschichte Wilhelm Meisters, dessen Lehrjahre Göthen

unsterblich gemacht haben? — Ach wir können weiter nichts thun, als unsere Leser auf den Titel hinweisen, da wird denn doch wohl stehen, welche Tendenz dieses Buch eigentlich hat, was es denn seyn soll?

Auf dem Titel steht nichts?!!! — Das haben wir weise gemacht. —

Da wir nun einmal angefangen haben, in diesem Kapitel unserm gepreßten Herzen, unserm beängstigten Gewissen Luft zu machen, so wollen wir nur noch fortfahren zu beichten, vielleicht finden wir Erleichterung und Verzeihung.

„Welche Kühnheit," so lautet es überall, „ein Unbekannter, ein — absolutes Nichts, wagt es da unseres göttlichen Göthe göttliches Werk fortzusetzen? Ist das erhört? Das ist unverzeihlich!"

Ach Gott ja, meine Herren, Sie haben Recht, es ist eine unverzeihliche Kühnheit; aber wer am meisten darüber aufgebracht

ist, das können Sie mir glauben, das sind wir, der Verfasser, selbst; wir bitten den großen Göthe, wir bitten das ganze Lesepublikum um Verzeihung, schlagen reuig auf unsern vor Angst klopfenden und pochenden Busen und rufen:

Wir sind allzumal arme Sünder!!

Achtes Kapitel.

Nur zwei Stunden von Nataliens Gut lag ein angenehmes Wäldchen; es gehörte dem Fürsten, der zuweilen hier zu jagen pflegte. Fast im Mittelpunkte des Gehölzes stand ein allerliebstes, nettes und im Innern zierlich eingerichtetes Forsthaus, dessen Herr, Conrad, als Oberförster hier mit seinem alten Vater hausete. Conrad war ein rascher, feuriger Mann, hoch liebte er das Waidwerk, Jagd war ihm das höchste, edelste Vergnügen; aber er hatte von der Academie nicht nur Kenntnisse im Forstwesen und in der Jägerei mitgebracht, er hatte auch einige Bildung erhalten, verstand meh=

rere Sprachen, und hatte Sinn und Gefühl für das Schöne. Er war nicht mehr jung, er hatte beim Militair gedient, und erst vor kurzem seine Entlassung mit dieser Versorgung erhalten. Felix, der bald auf seinen Wanderungen den Schlupfwinkel Conrads entdeckt und dessen Bekanntschaft gemacht hatte, fand großes Behagen an dem muntern, fröhlichen Jäger. Er besuchte jetzt fast täglich, sobald er nur die Gelegenheit wahrnehmen konnte, seinen neuen Freund, ohne seinem Vater, Marianen, Natalien oder Laertes das Geringste zu entdecken; er hatte vielmehr den Plan im Stillen entworfen, seinen Familienkreis mit dieser neuen und, wie er glaubte, interessanten Erscheinung zu überraschen.

Conrad ließ sich durch Felix leicht bewegen, an einem schönen Abende im Spätsommer den Familienkreis unsers jungen Freundes zu besuchen.

So kam denn Felix mit Conrad und stellte ihn seinem Zirkel vor. Wilhelm, der im hohen Grade die Gabe besaß, Jemandes Neigung, überhaupt sein Inneres so ziemlich zu durchschauen, entdeckte nach kurzem Gespräch in Conrad einen wackern Mann; und Wilhelm und Laertes nicht allein, sondern auch die Damen fanden Gefallen an dem Gast, und Alle suchten ihn zu bewegen, sobald es nur seine Geschäfte erlaubten, ihren Zirkel zu vermehren. Conrad dankte für die gütige Aufnahme, versprach recht oft zu erscheinen und hielt auch wirklich Wort.

Aus diesem Grunde konnten wir im vorigen Kapitel nicht die Unterhaltungen zwischen Wilhelm und Laertes über dramatische Dichtkunst fortsetzen, denn das war gerade der Zeitpunkt, wo Felix seinen neuen Freund der Gesellschaft vorstellte, und seit dieser Zeit hatte man nun gehörig zu thun,

den Gast auf das Angenehmste zu unterhalten und, weil Wilhelm bemerkte, welch einen großen Jagdliebhaber er vor sich hatte, fürchtete er mit seinen literarischen Gesprächen bald den Ankömmling zu langweilen und den Colonisten zu verscheuchen, der ja so eben gesonnen war, sich bei ihnen recht fest anzusiedeln.

Conrad fand gleichfalls Behagen an dem offenen, ungezwungenen aber doch anständigen Umgang mit den Freunden Felixens und am meisten gefiel ihm Natalie bei ihrem ersten Anblick.

Zwar war die Amazone, wie wir sie uns aus unsers Freundes Lehrjahren erinnern, jetzt nicht mehr jung, doch zog ihr sanftes Auge, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Tugend dennoch unwillkührlich jedes Herz an, und so finden wir es keinesweges wunderbar, daß die zarte, liebenswürdige und höchst interessante Weiblichkeit Nataliens einen so be-

deutenden Eindruck auf den kräftigen, gefühlvollen Mann, wie Conrad es war, zu machen, im Stande war.

Die Neigung Conrads nahm, je mehr er die Seelenreize Nataliens näher kennen lernte, von Tage zu Tage zu, und auch Natalie bemerkte nicht mit Widerwillen diese Auszeichnung, sie schien ihr vielmehr zu behagen und sie behandelte unsern Conrad mit ganz vorzüglicher Freundlichkeit.

Unserm Wilhelm entging nicht diese aufkeimende Liebe in dem Herzen Conrads, wie in dem Nataliens; er freute sich innig darüber, und wünschte seiner Freundin im Herzen das beste Glück.

Während Conrad mit Natalien und Marianen sich über häusliche Angelegenheiten unterhielt, unterließ Nataliens neuer Freund nicht, einige derbe Jagdausdrücke, die von der Offenheit seines Herzens zeugten, anzubringen; jedoch suchte er nach und

nach sich dieser Gewohnheit zu entäußern, um seiner Geliebten zu zeigen, daß er nicht ungebildet, sondern ein Freund der Kunst und Wissenschaft sey; ja er forderte sogar Laertes und Wilhelm zu einem Gespräche über literarische Gegenstände auf, indem er einige Bemerkungen über die neuesten Romandichter fallen ließ.

Diese Gelegenheit ergriff nun Wilhelm begierig und, obschon ihm Laertes, der den Bewegungsgrund Conrads schon errathen hatte, mit den Augen zuwinkte, so that er doch, als ob er es nicht bemerkt hätte, sondern fing freudig und munter sein Lieblingsthema, worüber er schon so lange hatte schweigen müssen, auf, und disputirte keck und wohlgemuth mit dem Waidmann, der in diesem Kampfe, zu Nataliens großer Freude, recht deutlich an den Tag legte, daß er auch wußte, was zu einem guten Roman gehöre, und wer in unsern

Tagen sich um die romantische Poesie hoch verdient gemacht habe.

Wir werden wiederum, um unsern Lesern nicht zu langweilig zu werden, nur immer kurz und gedrängt die Ansichten und Urtheile unserer Freunde mittheilen, um dadurch hauptsächlich die Meinung und den Geschmack unsers Freundes Wilhelm Meister, der uns doch vor allem interessiren soll, an den Tag zu legen.

Neuntes Kapitel.

„Gleichwie unsere dramatische Literatur von Übersetzungen französischer Dichter angehäuft wird, so auch unsere Romantische von Übersetzungen englischer. Furchtbar ist die Anzahl der Romane, die theils aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt, theils diesem nachgebildet, theils in dem Geschmacke Walter Scotts, meistentheils aber nicht in dessen Geschmack angefertigt sind; und da das Publikum dergleichen Unternehmungen vorzüglich gern zu fördern sucht, so steigt die Flut dieser englischen (??) Romane noch bis ins Unendliche und verdrängt am Ende unsere ausgezeichneten deutschen Dichter ganz."

„Wenn man aber einmal recht auf den Grund gehen und fragen wollte: woher kommt es wohl, daß die Romane Walter Scotts und die nach Walter Scott so sehr dem lesenden Publikum und ganz vorzüglich dem schönen Theile des Publikums behagen? so würde man ehrlicherweise die Antwort geben müssen: — es ist Mode! — Wir stoßen hier also zum zweitenmale auf eine Schwachheit unsers deutschen Volkes, von der diese zweite eben um so lächerlicher ist, als wir in unserer vaterländischen Literatur nur dürfen die Namen eines v. d. Velde, eines Göthe, eines Jean Paul nennen, um die vorzüglichsten Romantiker angeführt zu haben."

Mit dieser Einleitung eröffnete Wilhelm das Gespräch über Walter Scott und fand in dem neuen Freunde Conrad einen großen Verehrer dieses schottischen Dichters, was auch gar nicht zu verwundern

war, denn mußten nicht dem Waidmann die Schilderungen schottischer, rauher Edelleute, wilder Jagden, unwirthbarer Gegenden zusagen und außerordentlich gefallen? Also aus diesem Grunde erhob Conrad den Schotten so hoch und suchte ihn tapfer gegen Wilhelm, der Manches an diesem Dichter auszusetzen fand, zu vertheidigen.

„Durch Walter Scotts Romane haben wir, gleichwie in früherer Zeit durch Ossians Lieder, Schottland kennen lernen und statten es nun nach den Schilderungen des Dichters mit den herrlichsten, majestätischen und wüstesten Gegenden aus. Wir haben durch ihn gewissermaßen auch eine poetische Geographie von Schottland und Irland, so wie eine dichterische Beschreibung von dem Treiben und Leben der Einwohner dieser Länder erhalten; denn eben gerade in diesen Schilderungen und Beschreibungen der Gegenden und Menschen ist

Walter Scott so vorzüglich; er verfährt nicht nach der Sitte unsrer veralteten Romanschreiber und füllt ganze Seiten seines Werkes mit langweiligen Naturscenen, die jeder unzählige Mal besser schon gesehen, oder mit Beschreibung eines Gewitters an; nein, er versteht es vollkommen, den Leser mit in seine Phantasie hinüber zu ziehen, so, daß dieser sich ganz vergißt und in jene Gegenden, die ihm der Dichter bis ins kleinste Detail schildert, zu jenen Menschen, die er ihm so lebendig und bis zur kleinsten Geringfügigkeit, natürlich, täuschend vorführt versetzt glaubt."

„Ich ehre und schätze den großen Schotten," entgegnete Wilhelm, „wie er es verdient. Ich lobe seine Darstellung, seine Schilderungen, seine Beschreibungen, ja seine Charaktere gefallen mir oft recht wohl; nur tadele ich, daß er oft zu weit geht, und zu genau, sowohl den Ort der Handlung, als

seine Helden selbst ausmalt. Wenn der Biograph, und diesem wäre es noch am Ende zu verzeihen, wenn der Dichter, will ich also besser sagen, in der Charakterschilderung eines großen, ausgezeichneten Mannes, die Geschichte der Bildung desselben und seines spätern Wirkens ganz genau den Lesern vor Augen stellt, so finden wir das an seinem Platze und keinesweges tadelnswerth; erzählt uns aber der Verfasser, daß sein Held Mittags zum ersten Restaurateur seines Wohnorts ging, dort eine Portion Suppe à la — — — gegessen, darauf ein kleines Gläschen Madeira, ungefähr von der Größe eines unbedeutenden Schnapsgläschens, in vier bis sechs Absätzen nach jedesmaliger Pause von zwei Minuten und fünf und vierzig Sekunden auszuschlürfen pflegte, hierauf u. s. w. u. s. w. oder etwas dem Ähnliches, so zucken wir mit vollkommenem Rechte darüber die Achseln und

finden eine solche Charakterschilderung lächerlich. — Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich an manchen Stellen in dieser Art und Weise, über Ihren großen Schotten die Achseln gezuckt, und ihn ausgelacht habe, weil er mir wirklich zu kleinlich genau in der Schilderung vorkam — und oft so, daß der gute Eindruck, den seine lebendige Phantasie auf mich machte, plötzlich durch dieses Kitzeln in den Lachmuskeln erlöscht wurde."

Wilhelm schien gar nicht zu bemerken, daß Conrad bereits mit Natalien ein sehr ernsthaftes und wahrscheinlich, nach dem Interesse, das diese Unterhaltung Beiden augenscheinlich gewährte, zu urtheilen, sehr wichtiges Gespräch angeknüpft hatte, — sondern er fuhr in seiner Rede eifrig fort, und zum Glück wandte sich Laertes jetzt zu ihm und schien Theil zu nehmen an unsers Freundes Ansichten.

„Von allen seinen Schriften, oder vielmehr von allen Romanen, die unter dem Namen Walter Scott herausgegeben werden, scheint mir „Ivanhoe" das gediegenste zu seyn. Dieses Werk gehört schon mit zu seinen frühern Arbeiten, und rührt gewiß von ihm selbst her. — Jedesmal überfällt mich eine innere Wuth, gewissermaßen ein Ärger, wenn ich von Damen diesen Dichter so überaus loben höre, denn ich lasse mein Leben, nur ein hundert Theil von den Frauenzimmern, die Walter Scott lesen, sind auch im Stande, ihn unterhaltend zu finden. Schon die historische Grundlage, die jede seiner Erzählungen hat, nicht zu gedenken, die für das weibliche Geschlecht höchst langweilige Einleitung, muß den meisten Leserinnen die Lectüre dieser Romane zu einer uninteressanten machen. Dennoch aber überwinden sie diesen harten Kampf mit der Langweile und lesen die

Geschichte bis zu Ende unter manchen Seufzern, manchen Pausen und bloß — weil es nun einmal Mode ist, ihn zu lesen und in Gesellschaft über ihn zu sprechen.“ —

Es scheint uns selbst, als habe unser Freund in diesem eben ausgesprochenen Urtheile nicht ganz Unrecht, denn es gehört wahrlich heutzutage zu dem ersten Erforderniß, wenn eine junge Dame Gesellschaften besuchen, und nicht ganz unbeachtet im Hintergrunde bleiben will, daß sie den Walter Scott gelesen habe.

Jede dreizehnjährige Schöne begrüßt ihre Freundin heutzutage mit den Worten: „Mein Gott, Liebe, Du hast doch schon den neuesten Roman Scotts gelesen?“ — „Allerdings. Ach er ist herrlich, göttlich!“ — „Nicht wahr? himm=

lisch, gottvoll ist er." — Nun! Walter Scotts Werke werden theuer werden, und — die Kochbücher wohlfeiler.

Zehntes Kapitel.

„Unter unsern deutschen romantischen Dichtern,“ fuhr Wilhelm fort, „steht meiner Meinung nach unstreitig van der Velde als der Erste da. Er vereinigt die Tugenden Walter Scotts in sich, ohne jemals in dessen Fehler zu verfallen. Seine Charaktere sind so wahr, so richtig, und dabei so edel, daß wir nur mit Mühe Stellen auffinden werden in den Werken dieses Dichters, wo er weniger vorzüglich in der Charakterschilderung dasteht.“

Wir erinnern uns aus dem ersten Theile unseres Werkes, daß Wilhelm schon einmal in dem Hause des Kaufmann Strahl

bei einer Unterredung mit den gebildeten Töchtern dieses wackern Mannes, seine Meinung über diesen Dichter mitgetheilt hat. Unser Freund verglich dabei die Dichtungen v. d. Velde's mit den dramatischen Werken Schillers, er lobte bei Beiden die Erhabenheit der Darstellung, die treffliche Charakterschilderung und die edle Sprache. Er staunte die Phantasie Beider an, und tadelte nur im Arwed Gyllenstierna, mit Hortensien, seiner Nachbarin, daß der Ausgang dieses Romans weniger hält und erfüllt, als der Anfang versprach. Wir sehen also, daß sich unseres Freundes Ansicht über diesen Dichter keinesweges geändert hat, sondern er achtet ihn noch gleich hoch, wie damals.

„Mit Betrübniß," sagte Laertes, „habe ich die Nachricht von dem Tode dieses großen Mannes vernommen, denn auch ich habe mit größerm Interesse jede seiner Dich-

tungen gelesen. Wahrlich, es ist Schade, daß dieser Mann, der der literarischen Welt so viel zu leisten versprach, so bald ein Raub des Todes wurde, und nur einigermaßen vermag uns die Ankündigung Theodor Hells zu trösten, worin dieser verspricht, den literarischen Nachlaß v. d. Velde's den Freunden des verewigten Dichters so bald als möglich zu übergeben."

„Ja wohl, Laertes! es ist ein großer Verlust, und geben Sie Acht, ob nicht einst, wenn unser deutsches Vaterland mehr zur Erkenntniß und zur richtigen Schätzung und Würdigung dieses ausgezeichneten Dichters gekommen ist, die Lectüre der v. d. Velde=schen Romane eben so ausgebreitet seyn wird, als die der Werke Schillers." —

Nach einer Pause und nachdem Conrad von Nataliens Unterhaltung einen Augenblick sich abgewendet hatte, begann Wilhelm über die Fluth unserer neuen Romane seine Mei=

nung vorzutragen. Er vergaß dabei nicht, die vorzüglichsten unserer frühern Romanen-Dichter anzuführen und zu loben. Wieland, Göthe, Engel, Hoffmann, wurden von ihm erwähnt und besprochen; er rühmte Wielands Agathon, Göthes Werther, auch gewissermaßen seine Wahlverwandtschaften, Klingers Faust und Engels Lorenz Stark. Wieland ist faßlich, immer (nicht, wie Franz Horn sagt, mitunter) anmuthig und dabei tief. Er ist frei von allen Irrthümern und Mängeln seiner Zeit, denn wiewohl man ihm vorwirft, er habe sich durch französische Dichter zu einer gewisser Laxität und Schlüpfrigkeit verleiten lassen, so müssen wir doch lieber in seinem eigenen Charakter dieses scheinbar Fehlerhafte suchen, als es dem Einfluß fremder Dichter zuschreiben. Wieland gehörte eigentlich seinem Zeitalter gar nicht an, sondern man könnte ihn nach seinen Werken in das Zeitalter der galanten

Dichtkunst der Griechen rechnen; die Grazien, sein Musarion, sein Aristipp, sein Amadis, sein Agathon vorzüglich, geben davon den deutlichsten Beweis, und wir erkennen in diesen Werken recht gut die Schule, aus der unser anmuthiger, artiger Dichter stammt.

Eilftes Kapitel.

Ueber Goethe hat Wilhelm schon manchen Kampf mit Ernst gefochten, denn Ernst gehörte nicht in die große Zahl der Vergötterer dieses Dichters und Wilhelm zeigte sich gerade eben nicht als ein großer Feind Goethe's, sondern ließ seinen Vorzügen, seinen eminenten Talenten Gerechtigkeit und Lob widerfahren. Über Goethe ist in neueren Zeiten so viel geschrieben und gesprochen worden, es sind Goethianer und Antigoethianer gegen einander öffentlich aufgestanden, daß man sich jetzt ordentlich vorsehen und genau zu untersuchen hat, mit wem man spricht, wenn man im geselligen

Kreise über Goethe ein Urtheil fällt. — Wir nehmen uns daher hiermit sehr in Acht; wir können ja nicht wissen, mit welchem Theil unserer Leser wir es verderben würden, und wir sind leider von uns schon überzeugt, daß wir es mit einem großen Theile unserer Leser bereits verdorben haben. — Immerhin. Es Allen recht zu machen, ist nicht möglich. — Wir können aber dennoch nicht umhin, sollten wir auch all' unser Heil und Glück auf's Spiel setzen, eine kleine, ganz kleine Anekdote von dem großen Goethe mitzutheilen, die wir aus ziemlich glaubwürdiger Quelle haben. Sollte aber dennoch, man kann ja nicht wissen, wie die Dinge sich in der Welt gestalten, diese Anekdote unwahr seyn, dann rufe uns der große Mann, den wir doch nicht beleidigen können, nur ganz kurz zu: „Ihr, Verfasser von meines Wilhelms Meisterjahren! Ihr habt gelogen!" — und

wir dann reuig dem Dichter der Dichter zurufen: Pater, peccavimus! — Als Goethe im vorletzten Sommer Carlsbad mit seiner Gegenwart beehrte und sich Könige, Fürsten, Grafen und Barone vorstellen, vom Adel und Volk aber anstaunen ließ, spielte plötzlich der kleine Gott Amor dem siebenzigjährigen Dichter einen losen Streich! Er blickte in das wunderliebliche Auge eines vierzehnjährigen Fräuleins und dieser Blick zündete in seinem nicht allzu jungen Herzen eine Flamme an, die bei des Mädchens Liebreiz selbst einem Greise, und noch dazu einem poetischen Greise, wohl nicht zu verargen ist; jedoch der Dichter — nun kommt das Beste — läßt seinen, durch so lange Jahre, durch so manche Lehren und Wanderungen geprüften Verstand mit dem Herzen davon laufen, und begeht die — aus Respekt verschweigen wir das Wort

Thorheit — also begeht die Schwachheit, förmlich um das Mädchen zu werben. — Ach! Ach! der Arme erhielt ein niedlich geflochtenes Körbchen von der Schönen, mit den sehr geistvollen Worten: „Väterchen! Ich liebe Sie zu sehr. Wenn ich Sie heirathen würde, müßte ich aufhören, Sie zu lieben.“ Sat! Satis! Das hat unsern großen Mann auch geheilt, und wir haben aus sichern Quellen, daß er seit dieser Zeit sich sehr in Acht nehmen soll, einem hübschen und jungen Mädchen in die Augen zu blicken. — Genug davon. Was die Welt doch Alles erzählt! — Wir abstrahiren jetzt ganz von der Anekdote, die wir den Gönnern Carlsbads, so als quasi Brunnenanekdote, aufgetischt haben, und finden uns nur veranlaßt, noch eine für die literarische Welt, für Goethe und für dessen Freunde nicht angenehme Bemerkung,

die mancher gewiß schon im Stillen bei sich selbst gemacht hat, hier anzuknüpfen: Goethe überlebt sich selbst!!! — —

Zwölftes Kapitel.

Ueberall, wo von der deutschen Literatur gesprochen wird, finden wir, daß die Leute über den Verfall derselben klagen und seufzen, und oft wird uns deutlich werden, daß gerade die Leute, die so klagen, stöhnen und seufzen, es eben sind, die einen Verfall der deutschen Literatur herbeiführen könnten, wenn anders derselbe möglich ist. Nein, zum Troste Aller können wir keck behaupten, die Zeit ist noch fern. Wenn auch die größten Geister, wenn Schiller, Wieland, Klopstock, Engel, Lessing, Hoffmann, v. d. Velde dahin, und Goethe ein Greis ist, wenn auch Gnomen und niedere Erdgeister den

Parnaß vergeblich zu erklimmen trachten, und mit ihrem Geheul die Luft anfüllen; so herrscht doch jetzt in der Literatur ein allgemeineres und regeres Streben, Kunst und Wissenschaft wird ausgebreiteter und die beseligenden Folgen davon zeigen sich überall. Zum Schluß dieses Buches nehmen wir uns die Freiheit, aus dem Freimüthigen vom Jahre 1806, als ihn Merkel und Kotzebue redigirten (damals soll diese Zeitschrift reichhaltiger gewesen seyn als jetzt, das heißt, — wir bitten uns nicht falsch zu verstehen, — das Format war größer, es stand also mehr darin) eine Stelle abzuschreiben, die uns sehr wohl gefallen und die der Redacteur Merkel oder irgend ein Mitarbeiter dieses Blattes aus einem andern Buche abgeschrieben hatte. Hier ist die Stelle:

In dem 2ten Stück des dritten Bandes von Bouterwecks neuem Museum der Philosophie und Literatur findet sich ein

Aufsatz mit der Überschrift: Die schöne Seite der deutschen Literatur, worin so manches gesagt wird, das beherzigt zu werden verdient. Nur hier einige Stellen, welche diejenigen Herren treffend charakterisiren, die die Nullität der deutschen Literatur proklamirten.

„Die neuesten Partheigänger in der deutschen Literatur, die noch mit Inbrunst für das Ausländische schwärmen, das aber aus Italien, Spanien und der Provence kommen muß, und von der Höhe ihres romantischen Übersetzungs-Parnasses herab, sogar eine, nur ihnen bekannte Nullität der deutschen Literatur proklamiren, kann nur unter deutschen Studenten und unter halbgebildeten jungen Männern, die noch vor kurzem als Schüler auf den Bänken der Auditorien saßen, eine Art von Ansehen haben, und ihre Trompetenstöße können nur auf ihres Gleichen wirken." Ferner heißt

es: „Die Genie-Affectation mag immer in keinem Lande so grotesk figuriren, als in Deutschland; das deutsche Genie büßt dabei selbst nichts ein, und die Genie-Affen leisten sehr gute Dienste; denn sie lenken die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Höhe hin, nach der sie selbst umsonst empor streben. Die neuesten deutschen Sonettenreimer und Idealphilosophen sind mit berauschten Haushähnen zu vergleichen, die als Adler der Sonne näher zu kommen glauben, wenn sie krähend mit den Flügeln schlagen, und dabei nach der Sonne hinblicken." Endlich bemerkt der Verfasser, „daß bei allem Unfuge, der in unserer lieben deutschen Literatur getrieben wird, sich diese doch aufrecht erhalten wird, und daß ein literarischer Patriotismus, der vor der Vernunft die Probe hält, den gebildeten Theil der Nation sanft zu erwärmen anfängt. Ein Geist der freien und kühnen

Fortschreitung im Dichten, Denken und Wissen ist der Geist der deutschen Literatur überhaupt. Zwar geben ihm merkantilische Vortheile, Modesucht, Eitelkeit und Schwärmerei eine verkehrte, verderbliche Richtung, aber hier erkennt man doch auch zugleich den herrschenden Widerwillen gegen alle conventionelle Beschränkung."

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Langsam trabte Ernst auf der Kunststraße, die zu der Stadt führte, wo er die Geliebte seines Herzens hatte kennen lernen. Die Sonne war zur Ruhe gegangen. Unser Ritter ließ seinem Rosse die Zügel hängen, holte aus einem Seitentäschchen eine Flasche edlen Sektes und trank in heiterer Stimmung ganz gemüthlich auf das Wohl seiner Emilie.

Jetzt hatte er die Anhöhe erreicht, und konnte nun schon die Thürme und Giebel der Häuser entdecken. Er bemühte sich eifrig, die Gegend, ja vielleicht das Haus zu erblicken, wo die sanfte Emilie, das Mäd-

chen seines Herzens athmete. Er suchte und suchte vergebens. Ärgerlich schlug er die Arme über einander und gab seinen geheimsten Gedanken Audienz.

Wir sehen also nun wirklich den lustigen Reisegefährten unsers Freundes, dem die Liebe einen so bösen Streich gespielt hatte, gerade auf dem Wege zu seiner Schönen. Die Flamme, so scheint es, die in seinem Herzen für das schmachtende Kind entglomm, ist also noch in voller Gluth, und nicht so plötzlich, wie unser Wilhelm meinte, erloschen. Desto besser, das macht dem Herzen Ernsts um so mehr Ehre, denn wahrlich, wir selbst hätten dem lustigen, windigen Patrone bei seiner Liebe zum Sekt nicht solche Consequenz zugetraut, und sehr erfreut sind wir jetzt über diesen edlen Zug in Ernsts Charakter.

„Du bist also jetzt," so sprach Ernst bei sich, indem sein Roß immer im leichten

Trabe den Berg hinunter setzte, — „ganz ordentlich entschlossen ein Ehemann zu werden, das heißt, wenn Fräulein Emilie Dich mag. Ernst! Ernst! Es ist ein harter Stand, da mußt Du Dich ganz ändern. — Nu was ändern? Du brauchst gerade keine feige Memme zu werden, hast auch nicht nöthig, Dir den Sekt ganz abzugewöhnen, nur gesetzt, ruhig, vernünftig, häuslich mußt Du werden. Das sind sehr respectable Tugenden. Wir wollen sie doch einmal etwas bei Lichte betrachten. Erstens also: gesetzt. Was heißt das? I nun, lieber Ernst, das heißt so viel, Du mußt Dein leichtes, lustiges Wesen ablegen, nicht so viel schwadroniren, nicht so viel liebäugeln, nicht so viel tolle Streiche angeben. — Br! Br! — Das ist ein harter Fall. Wer entschädigt mich für diese verlorne Lust? — Emilie entschädigt Dich. An ihrer Seite geht der gesetzte Ernst, die Augen hübsch gerade

vor sich, durch das Leben, und alle Welt freut sich über das herrliche Paar. Charmant! Charmant! damit bin ich zufrieden; ich will gesetzt werden, ganz ordentlich gesetzt, ach Gott! ich glaube ich bin es schon. — Zweitens: Du mußt ruhig werden. Ruhig, das heißt, Du mußt Deine Hitze bekämpfen, Deinen aufbrausenden Charakter, Deinen Zorn besänftigen. Aber bin ich denn hitzig, aufbrausend, zornig? — Kreuz Millionen!! — Ach ja, ja ich bin es. Nun was ist denn mein Lohn, wenn ich diese Fehler ablege? Die ungetheilte, zärtliche Liebe Deiner Liebe belohnt Dich dann mit ihren schönsten Freuden dafür. — Bon, bon, ich bins zufrieden. Weiter. Drittens — vernünftig, das ist doch wohl ein bischen zu stark; war ich denn bisher unvernünftig? Nun, so manchmal doch! Da will ich mich nun als Ehemann zusammen nehmen, damit ich den Leuten kein Ärgerniß gebe.

Endlich viertens: häuslich. Das heißt, Du mußt fein zu Hause bleiben, wie Du bisher nicht thatest; Du mußt Dein Glück suchen in der Liebe Deiner Gattin und Deiner Kinder, Kinder? — Was? ich Ernst werde auch Kinder haben?! Ha ha ha! Kinder, hol die Pest! Nun ist auch nicht ein einziger Mensch hier, dem ich erzählen könnte, daß ich Kinder haben werde. Da will ich mich also allein freuen. Heraus, edler Sekt, auf Herrn Ernsts, des ruhigen, gesetzten, vernünftigen und häuslichen Ehemanns Wohl. Eins, auf die Gesundheit seiner engelschönen Frau Gemahlin, Emilie. Zwei, auf das Wohl aller seiner Kinder. Hoch hoch hoch!!!!" —

„Ins Teufels Namen, Herr! wie kann man sich unterstehen, hier so gerade durch zu reiten! Sieht man nicht hier das Zollhaus und weiß man nicht, daß man hier halten muß?!"

Ernst blickte jetzt vor sich, und sah ein kleines, ziemlich rundes Männchen im Schlafrock und Pantoffeln, das den Zügel seines Pferdes ergriffen und so sein Roß zum Stehen gebracht hatte. Ernst hatte nicht gemerkt in seiner Freude, daß er vor dem Zollhause vorbei ritt; er wußte auch jetzt noch nicht recht, was das Alles zu bedeuten hatte, und rief dem runden Zolleinnehmer mit vernehmlicher Stimme zu: „Alle meine Kinder sollen leben, hoch!" — und trank den Rest des edlen Sektes nach.

„Man ist besoffen, man ist selbst ein Kind," brummte der Zolleinnehmer, — „doch die Zeit ist zu edel, um sich in Händel einzulassen. Man bezahle augenblicklich, oder man wird mit Gewalt dazu gebracht werden."

Ernst hatte die Stadt bereits erreicht und bemerkte jetzt beim Umsehen das Zoll-

haus, fiel nun aus seinem Traume, bezahlte lächelnd den Zoll, bat den immerfort brummenden Zöllner um Entschuldigung und ritt endlich nach dem Gasthofe, in dem er schon früher mit unserm Freunde und Felix gewohnt hatte.

Zweites Kapitel.

„Guten Morgen, mein schöner Herr Bruder!" erklang es unserm Ernst beim Eintreten in das Hotel entgegen.

„Ach! sieh da, meine theure Frau Schwester. Wie gehts? Was macht Dein Mann, mein trauter Schwager?"

„Komm doch, lieber Ernst, ein bischen herauf. Mein Mann hat hier die ganze Stube voller Handwerksleute, die für ihn arbeiten sollen. Komm nur, komm, ich muß Dir das ausführlich erzählen."

Ernst stieg von seinem Rappen und sprang die Treppe hinauf zu seinem Schwager, dem Baron, der vor einem Tische

voller Zeichnungen und umgeben von einer ziemlichen Anzahl von Leuten, dem Anscheine nach, von Professionisten, gravitätisch dasaß.

Wir müssen uns doch nur einigermaßen näher erkundigen, auf welche Weise dies Zusammentreffen der Verwandten sich vereinigen konnte, und was die Leute sowohl, als die Zeichnungen in dem Zimmer des Barons bedeuten mögen. Wilhelm verließ, so erinnern wir uns noch aus dem ersten Theile, den Baron und die Baronin, nachdem er sie aus dem Bade nach der Residenz im Süden Deutschlands begleitet hatte, wohin die beiden Eheleute eine Einladung des jungen Prinzen rief, der die Baronin in dem Bade so ausgezeichnet und den Baron mit so vieler Huld überhäuft hatte.

Sie fanden Beide viel Vergnügen und angenehme Unterhaltung. Der junge Prinz

veranstaltete zur Ehre seiner Gäste, Fest auf Fest. Der Baron besuchte mit dem Prinzen, der ein großer Freund von Antiquitäten und Seltenheiten war, die reichen Antiquen= und Kunstsammlungen der Residenz und erhielt auch manches Geschenk aus dem Privat=Cabinet des Prinzen. Das spornte ihn an, selbst sich dem Studium der Antiken zu widmen, er schaffte sich die vorzüglichsten Werke darüber an, und begann schon eine Sammlung von alten Kunstschätzen anzulegen. Der Prinz freuete sich darüber außerordentlich, und unterhielt die Baronin, während ihr Gemahl unter Münzen, Gemmen und Büchern verpackt, studirte, auf das Angelegentlichste.

Diese glückliche Zeit währte aber nicht lange. Der Baron sah sich wegen gutsherrlicher Angelegenheiten genöthigt, mit seiner Gattin nach seinen Gütern abzureisen, entlockte aber zuvor noch dem Prinzen das

Versprechen, ihn und seine Gattin während des Spätsommers auf den Gütern zu besuchen.

Jetzt war der Baron auf der Rückreise nach seinen Gütern begriffen und hielt sich nur noch in der Stadt, wo er jetzt mit seinem Schwager zusammentraf, auf, um einen Plan, den er schon auf der ganzen Reise in seinem Innern erbaut hatte, zur Ausführung zu bringen. Der Baron wollte nemlich den Prinzen auf seinem Gute mit der Vorstellung eines deutschen Ritterschauspiels überraschen, und bestellte jetzt zu dem Ende nach Zeichnungen und Mustern bei den auf seinem Zimmer anwesenden Künstlern und Handwerkern, die nöthigen Rüstungen, Schwerter, Schilde u. s. w. Mit einer Schauspielergesellschaft hatte er sich bereits in Correspondenz eingelassen, und diese war gewilligt, ein Engagement auf dem Gute des Barons anzunehmen.

Das Alles theilte der Baron und die Baronin im gehörigen Zusammenhange unserm Ernst mit. Als sie ausgeredet hatten, sprang Ernst, der schon lange nur gewaltsamerweise zugehört hatte, auf, und schrie: „Kinder! Ihr seyd alle Beide total verrückt. Laßt mich nur los, sonst verwirrt Ihr auch mir noch den Kopf!“ — und mit diesen Worten verließ er das Zimmer zum Staunen der Eheleute und flog nach dem Hause des Kaufmanns Strahl.

Drittes Kapitel.

Liebreich war der Empfang unsers Ernst bei Strahls, und Emiliens plötzliche Röthe auf den blassen Wangen überzeugte ihn, daß sein Erscheinen dem Mädchem seines Herzens nicht ganz gleichgültig gewesen. — Fröhlich und wohlgemuth war er in das Zimmer gehüpft, wo er die Familie Strahls versammelt fand, aber als er der holden Emilie ins Auge blickte, da fiel ihm gleich seine Unbehülflichkeit, und die traurige Figur ein, die er neben der Dame seines Herzens, bei seiner ersten Anwesenheit in Strahls Hause spielte, und — ein steifes Compliment, ein kurzer: „Gehorsamer Die=

ner!" war Alles, was er für den Augenblick herausbringen konnte.

Strahls Gattin merkte sogleich, was in unserm Freunde vorging, denn Weiber haben ja einen außerordentlichen Scharfblick in Sachen des Herzens, und suchte alles Mögliche hervor, ihm seine unbequeme Lage zu erleichtern. Doch nicht eher kam Ernst zur Besinnung, als bis die Hausfrau ihrer Tochter Emilie den Auftrag gab, für den lieben Gast ein Frühstück zu besorgen.

So wie Emilie das Zimmer verlassen hatte, wurde Ernst wieder Herr seiner Vernunft, begrüßte nun den Kaufmann, dessen Frau und Hortensien auf das freundschaftlichste und bestellte die herzlichsten Grüße von Wilhelm und Felix. Fest nahm sich aber auch unser Ernst vor, die Contenance nun bei Emiliens Wiedereintreten nicht zu verlieren; er beschloß, gar nicht der Holden ins Auge zu sehen, doch — so spielt

das Schicksal — als Emilie eintrat mit dem Frühstück, setzte sie dasselbe dicht vor dem Gast hin, er mochte wollen oder nicht, er mußte der Schönen ins Gesicht blicken, und — da sah er denn, wie verlegen und roth Emilie dastand, und — fast wären seine guten Vorsätze wieder zu Wasser geworden, hätte der alte Kaufmann Strahl nicht plötzlich sich zu unserm Ernst gesetzt, um bei einem Glase guten, ächten Sektes recht traulich mit ihm zu schwatzen.

Daß Ernst im Hause wohnen sollte, schien so zu sagen längst ausgemacht, denn als er vor Tische noch einmal sein Hotel besuchen wollte, benachrichtigte ihn die Hausfrau, daß seine Sachen bereits hergebracht, und sein Pferd schon in ihrem Stalle stände. Diese Aufmerksamkeit, die ihm so lieb war, und ihm wegen seines Vorhabens das Herz bedeutend erleichterte, machte ihn anfänglich verlegen, er bat tausendmal um

Entschuldigung, der vielen Umstände wegen, u. s. w. und würde sicher bis gegen Abend in Entschuldigungen und Complimenten sich abgeängstigt haben, wenn nicht Emilie dazu gekommen und ihn schüchtern gefragt hätte: „Darf ich die Ehre haben, Ihnen das für Sie eingerichtete Zimmer zu zeigen?“ — „Mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen folgen, mein Fräulein,“ — stotterte Ernst, und polterte selig, gleich einem Berauschten, der reizenden Emilie nach.

So war denn Ernst nun förmlich im Hause an- und aufgenommen. Dem Baron und dessen Gattin, seiner Schwester, hatte er durch einen Boten eine glückliche Reise wünschen lassen und faßte nun keck den Entschluß, das Haus Strahls nicht eher zu verlassen, als an der Hand Emiliens. Dreimal glücklich, selig fühlte sich Ernst. Die holde Röthe auf den zarten Wangen Emiliens hatten ihm ja deutlich verrathen, daß

er ihr nicht gleichgültig sey. Emilie erschien ihm nur noch weit schöner und liebenswürdiger, seine Verhältnisse erlaubten ihm, um dieses Mädchen zu werben, Strahls waren ihm gewogen, was hatte er noch für seine Liebe zu befürchten? Freudig träumte er sich schon als Emiliens Gatte das schönste Loos in den Armen seines geliebten Weibes. — Träume sind Seifenblasen!! —

Viertes Kapitel.

So war denn unter glänzenden Hoffnungen der erste Tag in Strahls Hause unserm Freunde vergangen, er hatte wenig den Schlaf genossen, denn ihn umgaukelten ja die lieblichsten Bilder einer glücklichen Zukunft.

Die beiden Schwestern, Hortensie und Emilie, bemühten sich am andern Morgen unsern Gast zu unterhalten; denn wie wir wissen, war Strahl ein fleißiger Kaufmann, und selbst der Gesellschaft seiner besten Freunde entzog er sich, wenn ihn Geschäfte riefen.

Ernsts Schüchternheit verschwand all-

mählig, er scherzte und tändelte mit Hortensien und seiner Geliebten, und, ehe noch die Mittagsglocke ertönte, hatte er schon so große Fortschritte in seiner Liebe gemacht, daß er allein mit Emilien in den einsamsten Gängen des Gartens umherstrich, und sich mit seiner Schönen unterhielt und zwar über — Einsamkeit. Ja, wahrhaftig! über die Einsamkeit, und sehr unterhaltend mußte das Gespräch auch nicht gewesen seyn, denn alle viertel Stunde drängte sich ein schüchternes Wörtchen zwischen den zagenden Lippen hervor. Indessen Emilie und Ernst schienen sich bei der Unterhaltung sehr ergötzt und erheitert zu haben, denn fröhlichen und heiteren Gesichts kamen sie zur Tischgesellschaft.

Gegen Abend beschlossen die beiden Mädchen mit unserm Ernst auf dem Wasser zu fahren, denn der Fluß, welcher die Stadt in zwei gleiche Theile

trennt, geht dicht hinter dem Garten Strahls vorbei, und gab also leicht Gelegenheit zu einer angenehmen Wasserpartbie. Hortensie hatte eine Guitarre mitgenommen, und spielte und sang. Emilie ganz freudig, scherzte und koste mit den Wogen, und balancirte mit dem Fahrzeug zu ihrem herzlichen Ergötzen hin und her.

Ernst hatte noch einen Schiffer mitgenommen, zur bequemern und sichern Lenkung des Kahnes und freute sich bei seinem Rudern innig über das muntere, unschuldige Tändeln seiner Emilie, da — verlor Emilie bei ihrem Spiele das Gleichgewicht und stürzte mit einem gellenden Hülferuf in den Fluß.

Das Ruder wegwerfen und der Theuren nachspringen war bei Ernst das Werk eines Augenblickes. — Er erlangte glücklich Emilien, entriß dem Wasser seine Beute und führte sie mit starken Armen

an das Ufer. Alle Mittel, die nur zu Gebote standen, wurden angewendet, Ärzte herbeigerufen. Ernst war außer sich. Der Krampf mußte sich ihrer bemächtigt haben; Emilie war eine Beute des Todes geworden.

Groß war der Schmerz und die Trauer der Eltern, reichlich flossen die Thränen der Schwester; Ernst aber war keinem Menschen ähnlich. Er verfluchte die unselige Wasserfahrt, sich, Gott, die Welt, überhäufte den Leichnam seiner Geliebten mit Küssen, und, als man die Gebeine der Gruft übergeben hatte, da konnte er nicht Herr seiner Verzweiflung bleiben, er heulte und weinte abwechselnd, und vermehrte nur den Gram und Kummer der Eltern.

Am Tage darauf, als Emiliens Überreste der Erde übergeben worden waren und allgemeine Trauer herrschte, suchte

man vergeblich nach Ernst, sein Pferd war aus dem Stalle fort, und er selbst verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Nur eine Tagereise von Nataliens Schlosse war das Gut, welches Wilhelm auf Theresens und Lotharios Rath gekauft hatte. Unser Freund war mit seiner Familie, das heißt, mit Marianen seiner Gattin, mit Felix und Laertes dort hingezogen und hatte sich bereits ganz häuslich eingerichtet.

Auf Nataliens Schlosse sah es deshalb dennoch nicht leer oder öde aus, vielmehr herrschte dort ein reges Treiben. Neue Einrichtungen wurden gemacht, die Zimmer anders decorirt, die Meubles verändert, und alles dies geschah sehr eilig, denn schon in vierzehn Tagen hatte Natalie versprochen,

ihrem Freunde Conrad die Hand vor dem Altare zu reichen.

Die Sache war schnell gegangen. Conrad, als er glaubte, daß nicht allein Natalie auf ihn, sondern er auch auf Natalien Eindruck gemacht habe, schüttete unserm Wilhelm sein Herz aus, und bat denselben, für ihn bei Natalien zu werben. Wilhelm, der längst die Neigung Beider zu einander bemerkt hatte, fand sich durch Conrads Vertrauen geehrt und erfüllte gern diese Freundschafts-Pflicht, zumal sein sehnlichster Wunsch, Natalien ganz glücklich zu sehen, wie es ihr schönes, edles Herz verdiente, dadurch realisirt zu werden schien. Natalien kam die Bewerbung Conrads nicht unerwartet, sie schätzte und liebte ihn herzlich, und offen und frei erklärte sie mit Freuden, Conrads Gattin werden zu wollen. Ihre Neigung zu Conrad war keine jugendliche, verzehrende Leidenschaft, wo man

glaubt ohne den Gegenstand des Herzens keine Minute athmen zu können, und dennoch nach den Flitterwochen sich recht herzlich zurücksehnt aus dem Joche der Ehe. Nein, ein sanftes und dadurch wärmendes Feuer war ihre Liebe; sie hatte besonnen und weise den Schritt, den sie that, überlegt; sie fand Conrad ihrer Wahl würdig, und eröffnete sich so eine reizende Zukunft an der Hand eines geliebten, würdigen Gatten. Auf Wilhelms Gute ging es auch nicht ganz ruhig her. Die Einrichtung machte viele Umstände, und dabei fand die Familie auch gewissermaßen ihre Unterhaltung. Felix besuchte das Feld und schickte sich schon wacker zu einem tüchtigen Ökonomen. Mariane und Wilhelm beschäftigten sich im Garten, und ließen diesen auf das Reizendste einrichten. Wilhelm nahm sich hierbei Strahls Garten zum Muster, der das Nützliche mit dem Angeneh-

men so gefällig verband. Laertes unterhielt sich mit den Arbeitern im Hause, machte Zeichnungen, Plane, besuchte die Nachbaren und unterließ auch nicht, dann und wann mit Felix den Wald heimzusuchen und ein gutes Stück Wildpret in Wilhelms Küche zu liefern.

Bald war denn nun Alles auf das Beste eingerichtet, und mit einem ländlichen Feste weihete unser Wilhelm sein geschmackvoll und auf das Nützlichste eingerichtetes Landgut ein.

Laertes Urlaub war schon längst abgelaufen, allein, theils durch Wilhelms, Marianens und Felix freundschaftliches Zureden, theils durch die immer fortdauernde Schwäche seiner Brust bewogen, hatte er seine Entlassung beim Theater nachgesucht und auch erhalten. Das Landleben erhielt ihn munter, und schien auf seine Gesundheit wohlthätigen Einfluß zu haben; der Umgang

mit seinem Freunde, dessen Gattin und Felix, dreier so guter Menschen, war ihm überaus werth und angenehm, und so sehnte er sich denn nicht mehr hinaus in die Welt, sondern gedachte das Ende seiner Tage hier in Ruhe zu erwarten.

Sechstes Kapitel.

Um mit dem literarischen Treiben in der Welt immer noch in einer gewissen Berührung zu bleiben, hatte Wilhelm Sorge getragen, daß ihm von der Stadt aus die gelesensten Zeitschriften Deutschlands überschickt wurden.

Die Zahl unserer Zeitschriften ist heutzutage Legion. Täglich werden einige zu Grabe getragen, täglich erblicken einige das Licht der Welt, — oft nur auf sehr kurze Zeit. Nur wenige erhalten sich aufrecht in diesem Sturme und diese sind es denn auch, die unserer Beachtung keineswegs unwerth sind.

Wir glauben nicht unsers Freundes Ansichten über einige der vielen Zeitschriften Deutschlands übergehen zu dürfen und theilen deshalb das Allgemeine darüber mit. Unser Wilhelm zeichnete vor allen die Abendzeitung in mannichfacher Rücksicht aus. Für Unterhaltung und Belehrung schien ihm darin zweckmäßig gesorgt, und obschon van der Velde, der unstreitig großes Verdienst um dieses Blatt hatte, den Weg alles Fleisches gegangen, so zählt diese Zeitung dennoch mehrere sehr geachtete Mitarbeiter. Nur den Correspondenzartikel, in so weit er eine bloße Chronologie des Dresdner Theaters giebt, wünschte unser Freund daraus entfernt, indem diesem alles Interesse für den auswärtigen, ja selbst auch für den einheimischen Leser mangelt.

Das Morgenblatt, das heißt, das eigentliche Morgenblatt, Literatur- und Kunstblatt — hat eine gediegenere Tendenz als

die Abendzeitung, und beschränkt sich lediglich auf Belehrung und wissenschaftliche Unterhaltung. Nur dem Correspondenzartikel des Morgenblatts ist mehr Freiheit in dieser Hinsicht verstattet und dieser theilt dann auch unterhaltende und anziehende Neuigkeiten aus dem Leben und der Kunst mit. Das Literaturblatt, redigirt von Müllner, hatte in früherer Zeit bei weitem mehr Ansehen als jetzt, wo sich der Redakteur, wie man zu sagen pflegt, so gehen läßt. Andere Zeitschriften, die gern die Fehler der Schwestern rügen, fanden schon oft Gelegenheit, das Publikum auf des Redakteurs Nachlässigkeit aufmerksam zu machen. Müllner, dem jetzt so von allen Seiten nachgestellt wird, sollte doch dergleichen Ärgernisse zu vermeiden suchen.

Die Zeitung für die elegante Welt, oder wie man sie häufig zu nennen pflegt, die elegante Zeitung, scheint eigentlich gar

keine Tendenz zu haben und wir wissen nicht, ob nicht gerade dies die richtigste Tendenz einer Zeitschrift wäre, die für das ganze, große lesende Publikum bestimmt ist. Der Zweck einer Zeitschrift kann unmöglich seyn, der literarischen Welt etwas Gediegenes zu überliefern, wobei man nicht allein Unterhaltung und Belehrung findet, sondern woraus gründliche und tiefe Gelehrsamkeit geschöpft werden soll. — Keinesweges. Wir glauben und vielleicht nicht mit Unrecht, daß eine Zeitschrift nur die augenblickliche Unterhaltung, auf eine dem Kunstgefühl und dem Sinne für das Schöne, zweckmäßige Art beabsichtigen müsse, doch so, daß die Sache oder der Gegenstand uns als neu, und eben deshalb in dem Augenblicke als interessant erscheint. Die meisten unserer Zeitschriften werden daher auf Kaffeehäusern, in Conditoreien, in Restaurationen und Lesezirkeln gehalten und dort durch-

blättert. Den einen Leser reizt dieser Gegenstand, den andern unterhält ein anderer, und so hält sich doch stets der Werth des Blattes im Gleichgewicht zu den Lesern, denn unstreitig wird das Unterhaltende, Neue und Anziehende auch um so mehr aufmerksame Leser finden. Enthält aber ein Blatt dergleichen Artikel, wie z. B. der Freimüthige von August Kuhn, monatlich seitenlange Aufzählung der Darstellungen des Königlichen Hoftheaters, so entsteht billig die Frage: „Wer lies't das? Wer findet daran Geschmack oder Unterhaltung?“ Sehr neugierig wären wir schon, von dem Herrn Redakteur des Freimüthigen einmal den Zweck zu vernehmen, den derselbe bei Anfertigung, nein, das kann man wohl nicht sagen — bei Abdruckung einer solchen Übersicht gehabt hat, und noch immer haben muß; denn monatlich erscheint zur Langweile oder

nur zur Nichtbeachtung aller Leser, eine solche Übersicht. — Er will doch nicht etwa das Blatt bloß füllen? —

Siebentes Kapitel.

Durch das Auffassen der interessanten Ereignisse in der Welt, wie in der Literatur, hat der Gesellschafter oder: Blätter für Geist und Herz, bedeutenden Vorzug vor den meisten Zeitschriften erlangt, wiewohl ein offenbarer Mangel an eigentlichen ästhetischen Kunstwerken diesem Blatte nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen wird.

Das monatliche Titelblatt nennt uns eine große Anzahl rühmlich bekannter Dichter und Dichterinnen als Mitarbeiter, und dennoch erhalten wir so selten eine bedeutende Arbeit im Felde der Poesie, oder Romantik. In früheren Zeiten, wie wir

uns noch recht gut erinnern, hat manche unterhaltende Erzählung im Gesellschafter unserm Gemüthe recht wohl behagt; es muß daher doch wohl nur an dem Redakteur und nicht an den Mitarbeitern liegen, wenn der ästhetische Gehalt des Blattes sich, wie hier, so offenbar vermindert.

Institute, wie die Hallische, Jenaer, Leipziger Literaturzeitung, das literarische Conversationsblatt, der Göttingische gelehrte Anzeiger, — kann man füglich nicht zu den Zeitschriften rechnen, denn dem widerspricht ihre Bestimmung und ihr Charakter. Die augenblickliche Unterhaltung wird von der Zeitschrift bezweckt, ihr Interesse dauert nur höchstens ein Quartal hindurch. Erhält man erst das Titelblatt, den Inhaltsanzeiger, dann läßt man sicher das Heft einbinden und legt es ad acta, das heißt, man stellt es in den Bücherschrank, um es —

dann und wann von außen anzusehen. Unmöglich kann dieses auf solche Institute, wie ich sie eben namhaft gemacht, Anwendung finden, sie fassen einen zu wichtigen Gegenstand auf, sie übergeben der literarischen Welt in diesen einzelnen Kritiken einen großen Schatz von Gelehrsamkeit und geben zugleich die wahren und richtigen Mittel an die Hand, ein literarisches Produkt zu würdigen und zu benutzen. Das Urtheil der größten Köpfe Deutschlands spricht sich hierin aus, und was kann nicht das Volk erwarten, wenn diese Männer Bücher loben, empfehlen? — Ihrem Ausspruche darf es auch trauen, unbedingt trauen, wenn sie verwerfen oder tadeln. — Leider ist heutzutage die Kritik eine ausgeartete Pflanze, nicht mehr erquickend und labend durch ihren würzigen Geruch, gleich dem Unkraut sproßt sie überall hervor, auf dem Felde und — in Mistbeeten. Die vorhingenann-

ten Institute machen davon eine lobenswerthe Ausnahme, ganz Deutschland erkennt ihren Werth, ihr Ruhm ist überall verbreitet, und in dem Laufe der Zeit haben sie sich bewährt erhalten; aber es stehen auch Männer an ihrer Spitze, auf welche Deutschland stolz seyn kann, Männer, deren ausgezeichnete Gelehrsamkeit überall bekannt ist, und die mit einem edlen Charakter auch das edle Streben verbinden, der vaterländischen Literatur ein goldenes Zeitalter herbeizuführen. Die „Hekate" kann keinen Anspruch machen, in die Zahl dieser trefflichen Institute aufgenommen zu werden, vielmehr gehört sie nur zu den polemischen Schriften. Literarische Kriege, Kämpfe und Handgemenge sucht sie zu erregen, zu entzünden und zu nähren, wie kann da von einem Nutzen die Rede seyn, wie ihn jene literarische Blätter bringen? Statt zu belehren und zu beurtheilen, erzeugt sie nur Streit und

Hader, und deshalb ist auch ihr ganzes Wesen, worauf schon Hekates Name deutet, — Spiegelfechterei der Hölle.

Achtes Kapitel.

Gern würden wir noch die Ansichten unseres Freundes über mehrere Zeitschriften und Journale, auch über die mit einem jeden jungen Jahre neu erscheinenden Taschenbücher unsern Lesern mittheilen; allein wir fürchten mit Recht, langweilig zu werden, da gewiß schon mancher unter unsern Lesern hier und da durch ein langsam und anhaltendes Gähnen seiner Langweile wird Luft gemacht haben. — Allein wir können wahrhaftig nicht anders. Wir machen es nun so gut, wie wir können; geräth es nur sehr mittelmäßig, oder gar sehr schlecht, nun dann trägt das Schick-

sal die Schuld. Wir glauben an ein Fatum. — —

Wir finden jetzt, daß in unseres Freundes Leben der Zeitpunkt, worauf wir unsere Leser schon aufmerksam gemacht haben, eingetreten ist, wo er sich ganz von der Welt zurückzieht. Er hat auch genug erfahren in dieser Welt, auf seinen Lehr- und Wanderjahren, daß der Wunsch ihm gewiß nicht zu verargen ist, den Rest seiner Tage, seine Meisterjahre in Ruhe und Zurückgezogenheit, umgeben von den Freunden seiner Seele, von Marianen und Felix, zuzubringen. Wenn wir ein wenig unsers Freundes Jahre berücksichtigen, so finden wir, daß er jetzt in dem Alter ist, wo er schon dem Grabe näher, als dem Brautbett steht; auch hat das Leben so mannichfaltig auf ihn verderbend und störend eingewirkt, daß wir, wenn auch sein Geist noch munter und hell leuchtet, dennoch überzeugt seyn

müssen, das Räderwerk der Maschine sey, wie die Maschine selbst, schon morsch und drohe baldigen Stillstand.

Unser Freund wußte das auch recht gut, er war ganz darauf vorbereitet, er fürchtete aber nicht die Trennungsstunde, ach, er vertilgte die Gedanken daran, beim Anblick seiner guten Mariane, seines theuren Felix. Er dankte dem Schöpfer, daß er diese Beiden noch im Hafen an sein Herz drücken konnte, und kein trüber Gedanke vermochte in sein Herz zu schleichen, und den Frieden aus seiner Seele zu bannen. Glücklich fühlte er sich und wünschte nur, es noch so bis an sein Ende zu seyn.

Ein Brief des Barons an Wilhelm erschien, dessen Inhalt das sonst heitere Angesicht unseres Freundes mit schwarzen Wolken umzog und seinem Auge Thränen erpreßte. Ein leiser Wink von ihm versammelte die Freunde des Hauses. Mariane,

Felix und Laertes wurden von Wilhelms Trauermiene überrascht, die Herzen begannen ängstlich zu klopfen und ernsthaft nahmen alle um Wilhelm Platz, der folgenden Brief des Barons vorlas:

„Mit tiefer Betrübniß, mit thränendem Auge muß ich Ihnen das traurige Ende unsres Freundes Ernst, den Sie auch kannten und gewiß liebten, melden. Der plötzliche Tod seiner Geliebten versetzte ihn in Verzweiflung, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn, und ohne ein Ziel sich zu bestimmen, verließ er den ehemaligen Wohnort der Seligen und durchzog die weite Welt. Das erfuhr ich auf meine Erkundigungen von dem Kaufmann Strahl, dem Vater des unglücklichen Mädchens. Keine Spur aber war weiter von Ernst zu entdecken. Alle Bemühungen, die ich, die Strahl sich deshalb auch gab, waren vergebens, und so lebte ich und seine Schwester,

meine Gattin, nur noch immer in der Hoffnung, daß er noch lebe, und uns gewiß noch aufsuchen werde. — Vor einigen Tagen aber meldet sich bei mir ein junger Mann aus Griechenland, der mir ein Portefeuille überbringt, worin Briefe unter meiner Adresse gelegen, die man bei einem auf dem Schlachtfelde gefallenen Officier gefunden, der, eben aus diesen Papieren zu schließen, in Verwandtschaft mit mir gestanden habe; denken Sie sich meinen Schreck, lieber Meister, es war — Ernsts Portefeuille. Der junge Mann erzählte mir, daß Ernst sich in A* habe anwerben lassen für die Sache der Griechen, seines Standes wegen den Rang eines Officiers erhalten habe, und drei Tage darauf nach Mesalonghi zu den Griechen abgeschifft sey. In dem ersten Gefechte, dem er beigewohnt, habe er sich durch Löwenkühnheit ausgezeichnet, aber sein Muth habe ihn zu weit geführt. Die wü-

thenden Muhamedaner, erboßt auf den Kämpfer, haben ihn endlich umzingelt, und so mußte er als ein Opfer der Übermacht fallen. — Weinen Sie, lieber Wilhelm, seinem Andenken eine Thräne nach, er hat es verdient.“ —

Hier schloß Wilhelm, und trocknete sich das thränenfeuchte Auge. Auch Mariane, Felix und Laertes weinten. Allen ging Ernsts, des guten Ernsts unglückliches Ende nahe.

Neuntes Kapitel.

In dem Lustgarten des Gutes hatte Wilhelm auf einem von Trauerweiden umgebenen Platze ein Denkmal seiner lieben Mignon errichtet, und jetzt trug er sich mit dem Gedanken herum, auf einem andern Platze dieses Gartens seinem jüngst entschlafenen Freunde Ernst gleichfalls ein Denkmal zu setzen. Wilhelm hatte hierbei keinesweges die Absicht, der Welt und seinen Freunden einen Beweis zu geben, wie sehr er Mignon und Ernst geliebt hatte, und wie schmerzlich ihm ihr Ende gewesen. Ach! in seinem Herzen hatte Mignon sowohl, wie Ernst sich ein bleibendes Denkmal errichtet.

Unser Freund sehnte sich nur in seinem Garten ein Plätzchen zu haben, wo er einsam und still das Andenken an diese Lieben feiern konnte, und deshalb hatte er sich das liebliche Plätzchen unter den Thränenweiden zu Mignons Andenken erkohren, und deshalb auch wollte er seinem kürzlich verlorenen Freunde ein solches Plätzchen auswählen.

Die Betrübniß, welche durch die traurige Nachricht von Ernsts Tode sich unseres Freundes und seiner Familie bemächtigt hatte, ward einigermaßen vertrieben für den Augenblick durch das Eintreffen Werners, Wilhelms alten Hausfreundes und Spielgenossen.

Werner, der zu dem feurigen, vorwärts strebenden Geiste Wilhelms das treueste Gegenbild lieferte, hatte von der Welt und dem Leben ganz andere Ansichten, als unser Freund. Wo dieser seiner Phanthasie freien

Lauf ließ, die kalte Prosa der Welt verachtete, und das Leben nur von seiner poetischen Seite auffaßte, und diesem Streben sein ganzes Wesen hingab, da saß jener hinter dem Comtoirtisch emsig bei seinen Zahlen. Sorge für Erwerb, für ein zukünftiges unabhängiges Leben, beschäftigten den Kaufmannsgeist, und, was Wilhelm für des Lebens Hochgenuß hielt, das war Wernern nur unnütze Zerstreuung.

Der Charakter Werners tritt während Wilhelms Lehr- und Wanderjahren zu sehr in den Hintergrund, und was kann auch wohl ein so alltäglicher Mensch, wie Werner war, auf das Treiben unsers Freundes für Einfluß weiter haben, als daß er dasteht — ihm zum Contrast; er rechnete und zählte und scharrte zusammen, so wie es sein Vater gethan, und, wie es seine Kinder einst, mit Gottes und seiner Hülfe thun sollten. Werner war immer der-

jenige, der unseres Freundes poetischem Gemüthe die kalte Philosophie eines Kaufmanns entgegen setzte; er konnte für die Gefühle, die im Busen Wilhelms lebten, keinen Sinn haben, und hielt auch deshalb nach seiner Theorie diesen innern poetischen Sinn des Freundes für — Unsinn.

Er hatte des bequemern und bessern Lebens wegen geheirathet, aber das eheliche Glück nicht lange genossen. Sein Weib starb, er betrauerte sie, und schrieb in sein Gewinnstkonto die Ausgaben für Putz und Wirthschaft, die nun hinfort theils wegfielen, theils geringer wurden. Durch kluge, sichere Spekulationen, durch Sparsamkeit, ja selbst durch etwas Geiz, hatte er nach und nach das von seinem Vater ererbte, nicht ganz geringe Vermögen bedeutend ver=

mehrt; fand nun, daß er in sorgloser Ruhe seine Tage hinbringen konnte, und gab deshalb sein Geschäft auf, um auf das Land zu ziehen. Werner stand allein und fing jetzt an zu fühlen, um wie viel besser es gewesen wäre, wenn er bei Zeiten noch daran gedacht hätte, für die Zukunft theilnehmende Herzen sich zu erwerben. Was half ihm sein großes Vermögen? Er konnte sich die Liebe keines Menschen damit erkaufen.

Zu seiner herzlichen Freude erfuhr er jetzt, daß Wilhelm von seinen Wanderungen zurückgekehrt sey und eine ländliche Besitzung gekauft habe, wo er den Rest seines Lebens zuzubringen gedachte; eilig machte er sich daher auf den Weg, ohne seine Ankunft, ohne seinen Entschluß dem Freunde gemeldet zu haben, und überraschte jetzt unsern Wilhelm,

dem das Schicksal am Abend seines Lebens noch den Genossen seiner Kinderspiele zuführte.

Zehntes Kapitel.

Wohl hatte Werner darin wenigstens Recht, daß er sich nach der Ruhe des ländlichen Lebens sehnte; wohl haben alle die Recht, die, so bald sie nur können, sich aus dem verworrenen Treiben der großen Welt herausreißen, und, wenn sie den bessern Theil ihres Wesens rein und unversehrt in dem Gedränge, in dem Strudel der Verführungen erhalten haben, nur das ländliche Asyl aufsuchen, wo sie freier athmen, und glückseliger leben können. Wem fielen hierbei nicht die schönen Verse des Chors in der Braut von Messina ein, mit denen unser

unsterbliche Schiller die Zurückgezogenheit von der Welt also preis't:

„Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur. u. s. w.
— Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinern Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Mit diesen Versen empfing auch Werner, und das will sehr viel sagen, unsern Freund. Wilhelm freute sich herzlich, nach so langen Jahren das bekannte Gesicht seines Spielkameraden, nachdem es nun bedeutend im Comptoir gealtert war, wiederzusehen.

„Aber ums Himmels willen, lieber Werner, welch eine Verwandlung! Du

liesest Verse, liesest sie nicht allein, sondern lernst sie sogar auswendig? Das ist wahrhaftig viel! Wie hast Du Dich so verändern können?"

„Verkenne mich nicht!" entgegnete, sich von der Anstrengung erholend, Werner, „ich bin noch immer der Alte. Ganz zufällig finde ich da auf der Reise in der alten Brieftasche, welche Du in Deinen frühern Jahren führtest, die ich zum Andenken aufhob und nun mitgebracht habe, einen Zettel, worauf diese Verse standen. Ich lese sonst dergleichen Reimereien nicht, und lobe mir dafür den Courszettel oder dergleichen solide Schriften; aber die Langeweile, die mich im Wagen, worin ich nun schon mehrere Tage während der Reise mich ganz allein befand, überfiel, zwang mich, auch einmal ein Übriges zu thun und Verse zu lesen. Ich las und las, das Ding gefiel mir wohl, es schien so ganz für mich ge-

macht zu seyn, und da beschloß ich denn zu meiner Unterhaltung und Zerstreuung, die Verse auswendig zu lernen, und Dich damit zu empfangen.“

„Ha ha ha, das gefällt mir von Dir. Du bleibst Deinem Charakter treu, aber was meinst Du damit, daß diese Verse für Dich gemacht zu seyn scheinen? Darüber muß ich mir von Dir eine nähere Erklärung ausbitten.“ —

„Nun mein Gott, habe ichs Dir denn noch nicht gesagt? Meine Handlung habe ich aufgegeben, und will mich jetzt hier in Deiner Nähe ankaufen und ein ruhiger und stiller Landmann werden.‘

„Das freut mich, Werner, und Du sollst einmal sehen, ob Du Dich nicht besser auf dem freien Felde, in der lieben schönen Natur, als in der engen Stadt und in dem noch engern Comptoir befinden wirst.“ —

„Alles hat seine Zeit. Mit der engen

Stadt und mit dem engen Comptoir ist es bei mir nun, Gott sey Dank, vorbei. Ich habe mein Schäfchen ins Trokkene gebracht, und nun kömmt das freie Feld und die liebe, schöne Natur an die Reihe."

Unser Freund ging dem alten Werner beim Ankauf eines Gutes zur Hand. Der Zufall schien den Kaufmann noch immer zu begünstigen, denn gerade fand sich eine Gelegenheit, ganz nahe bei Wilhelms Besitzungen ein nettes und wohlfeiles Gütchen zu erkaufen und Werner unterließ nicht, diese Gelegenheit zu benutzen. Beide Jugendfreunde unterhielten jetzt eine gute Nachbarschaft, und kein Abend verging, wo nicht entweder Werner auf Wilhelms Gute, oder dieser mit Marianen, Felix und Laertes auf Werners sich befand. Oft auch vermehrte Conrad mit seiner Gattin auf eine angenehme Weise den frohen Zirkel und selbst Lo-

thario und Therese unterließen nicht, dann und wann einen Besuch bei ihren Freunden abzustatten.

Durch die ungezwungene freundliche Geselligkeit, die in diesem Zirkel herrschte, wurde Werner nach und nach ein ganz fröhlicher, heiterer, und zuweilen auch recht lustiger Mensch. Die Pedanterie in Kleidung, Sprache und Wesen, der er sich in seinem frühern Leben ergeben, verließ ihn ganz und gar, und wer jetzt den ehemaligen steifen, mürrischen Kaufmann Werner hätte wieder sehen sollen, würde ihn wahrlich nicht erkannt haben.

Eilftes Kapitel.

Die Ruhe, die jetzt in Wilhelms Familienkreise, und in seinem Wandel herrschte, dauerte wiederum nicht lange und wurde diesmal durch das traurigste Ereigniß, was unserm Freunde nur widerfahren konnte, vertrieben. Mariane, die von ihm so heiß geliebte Mariane, die seit ihrer Jugend nur das Leben von einer kummervollen Seite hatte kennen lernen, sie, die so viel gelitten, so viel erduldet und bereut hatte, die endlich nach Jahre langen Leiden den Hafen erreicht hatte, ward — eine Beute des Todes. Ach! man konnte es der zarten, schwachen Gestalt, dem blassen, schmachtenden

Angesichte schon lange ansehen, daß der Keim des Todes in ihrem Innern aufgesproßt war; die Leiden ihrer frühern und spätern Jahre hatten die jugendliche Kraft aufgezehrt und tiefe Spuren zurückgelassen; so bedurfte es nur einer kleinen Erschütterung, und die Maschine, die sich nur noch so künstlich erhielt, mußte zusammenfallen.

Allen ging dies plötzliche Unglück sehr nahe. Unser Freund war hart getroffen, sein Schmerz war ohne Grenzen. Er gedachte der langen Zeit, wo das Geschick beide Herzen weit von einander gerissen hatte, wo er die Welt durchzog, und sie mit Kummer und Verzweiflung kämpfte; endlich, endlich war das Schicksal müde geworden der strengen Prüfung, und führte unserm Freunde am Abende seines Lebens, als sein Haar grau zu werden anfing, das theuerste Kleinod der Welt, seine Jugend-

geliebte ihm zu; jetzt hoffte er bis an sein Ende, das nicht allzu entfernt war, mit ihr vereinigt zu bleiben, doch nein — nur wenige Jahre, kurze Zeit und zerrissen war der Bund aufs Neue für ewig. —

Wilhelm murrte nicht gegen das Geschick, aber ein tiefer Ernst, eine Melancholie verdrängte die freundlichen, heiteren Züge aus seinem Antlitz, und grub nur noch tiefer die Furchen, die das Alter ihm bereits gezogen.

Der geselligen Freude war er abgestorben, weder Laertes, noch Werner, noch Conrad oder Natalie vermochten ihn zu erheitern. Wenn Felix kam und ihn tröstete, dann fielen seine Thränen häufiger, und er preßte mit Innigkeit den geliebten Sohn an das Vaterherz.

Es ging unstreitig in seinem Gemüthe etwas vor, davon zeugte deutlich der fast bitter grollende Zug, der, wenn Wilhelm

sich unbemerkt glaubte, sich um sein Auge lagerte, ein Blick, an dem man eher einen Menschenfeind, als unsern Wilhelm, den so herzlichen Freund der Menschheit, erkannt hätte.

Drei Tage nach dem Tode Marianens wurden die Überreste der Theuern zu Grabe getragen, unter Begleitung Wilhelms, Felix, Nataliens, Conrads, Laertes, Werners und der ganzen Dienerschaft. Die Thränen, die hier so reichlich flossen, waren wahrlich nicht erkauft, und bewiesen, wie sehr Mariane von allen geehrt und geliebt wurde und wie sehr sie dieser Liebe auch würdig war. Aller Augen füllten Thränen. Nur Wilhelm hatte keine Thränen mehr. Dieser süße Quell war schon versiegt. Desto heftiger aber wüthete der Schmerz in seinem Innern und als das Grab eben versenkt werden sollte, da befahl er mit zitternder Stimme,

es noch einmal zu öffnen. Er stürzte sich auf die im weißen Kleide daliegende kalte Mariane, preßte zum letztenmale krampfhaft einen Kuß auf die starren Lippen der Leiche und verließ dann still und heimlich den Zug und floh in die Einsamkeit.

Unser Freund hatte das sechzigste Jahr erreicht, und obschon das Landleben in seinem Alter, und das Wandern in seinen frühern Jahren, seinem Körper sehr zuträglich gewesen, so hatte doch manches Ereigniß in seiner Lehr- und Wanderzeit verderbend auf ihn gewirkt und seine Gesundheit untergraben. Der Tod Marianens hatte ihm den Rest gegeben. Es waren noch keine acht Tage seit dem Ableben seiner Jugendgeliebten verstrichen, da kehrte er einst heim aus seinem Garten, Schwäche nöthigte ihn, das Lager zu suchen, Beklemmung ergriff ihn

und, immer matter werdend, vermochte er nur noch nach seinem Felix und Laertes rufen zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Alle schleunigst angewandte Hülfe war umsonst. Man sahe, wie nahe der letzte Kampf ihm war, und nur auf kurze Zeit vermochte Wilhelm sich zu erholen. Diesen Augenblick, es war der letzte, benutzte er dann auch, faßte die Hand seines Sohnes, und sprach mit matter Stimme:

„Mein Ende ist nahe, ich fühle es. Mir kann nichts mehr helfen. Wohl mir, ich habe ausgerungen, bald wird mir ganz leicht seyn. — So reich an Begebenheiten, so lange die Zeit meiner Lehr- und Wanderjahre war, so arm an Ereignissen, so kurz war die, meiner Meisterjahre. Aber

ich bin doch endlich in der letzten, kurzen Periode zu dem Resultate gelangt, wonach ich so lange in der Lehr= und Wanderzeit gesucht, aber es nirgend dort gefunden habe: das höchste Glück genießt der Mensch im ruhigen, zufriedenen und häuslichen Leben. Diese Wonne des Daseyns ist mir nur erst spät zu Theil geworden, aber sie entschädigte mich reichlich für die verlorne, durchirrte Zeit. Nur kurze Zeit hat mein Wirken auf dieser Welt gedauert, denn spät erst gelangte ich zu der bessern Einsicht, daß das wahre Glück nicht außerhalb in der Welt zu suchen ist, sondern nur im eigenen Innern gefunden wird; aber, so kurz auch diese Zeit des Wirkens war — so kann ich doch mit Freuden darauf zurückblicken, ohne Reue, ohne daß mein Gewissen sich regt. Das Geschick hat mir zwar noch manchen Sturm im Hafen entgegengeschickt, und Manches, woran ich große Freude fand,

geraubt — ich habe nicht gemurrt, ich habe mich ruhig unterworfen dem, was Gott über mich verhängte. — Mariane, meine Mariane — — — und Ernst sind mir vorangegangen. — Der Zeitpunkt, wo ich mit ihnen wieder werde vereinig seyn, ist nicht mehr fern. Ich trenne mich ruhig von der Welt, weiß ich doch, daß Du, mein Felix, meine einzige Freude, wacker und gut bist, ach ich lasse Dir ja auch meinen Laertes, und Wernern zurück. Erleichtert Euch einander die Bürde des Lebens, genießet gemeinschaftlich die Freuden, womit der Himmel Euch beglückt, und weinet nicht um mich. — — Noch eine Lehre muß ich Dir, Felix, zurücklassen; ich wiederhole nur, was ich schon oft ausgesprochen habe, aber es ist wahr und wichtig. Spät erst bin ich zur Erkenntniß des wahren Glückes, der Bestimmung des Menschen gekommen, lange war ich auf falschem Wege, drum wünsche ich Dir,

mein Sohn, daß Du bei Zeiten mögest die Irrthümer des Lebens ablegen und vermeiden, daß Du bald, bald mögest aufgenommen werden unter den Meistern, auf daß Du die größte Hälfte Deiner Lebenszeit glücklich, das heißt, zufrieden, ruhig und häuslich, zu genießen im Stande seyst. — — Nun genug, ich kann nicht mehr. Lebt wohl, lebt wohl, Gott mit mir!" — — Noch einmal athmete er auf und — Wilhelm war nicht mehr. — — —

„Wohin nur ein Saamenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblicke, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammniß empor. Es ist ein betrügliches Lotto,

die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jedem Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen! — —*)

*) Aus Schillers Spatziergange unter den Linden.

Ende.

Verbesserungen

im 2ten Theile.

Seite 19, Zeile 9, statt: das Lämpchen, lies: die Fackel. — S. 22. Z. 11. st. beherrscht sie, l. beherrscht auch sie. — S. 26. Z. 6. lies: und zur Rückkehr nach Italien genöthigt habe.

Nachstehende neue Unterhaltungsschriften sind mit Recht zu empfehlen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Albiny, J., Herzlande von Rappoltstein oder die Verbrecherin aus Eifersucht; das Strafgericht und der Reinsteiner. Rittergeschichten aus dem Mittelalter. 1 Thlr. 4 Gr.

Derselbe, der wandernde Schatten oder die Mahnungen der Todtengruft, und andere Geschichten aus dem Mittelalter. 1 Thlr.

Buch, das, ohne Titel. Wer lachen will, der lese es. Mit einem illum. Kupfer. 20 Gr.

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, die Fahrt in die neue Welt. — Das Grab der Mutter. Von Alexis dem Wanderer. 1 Thlr.

Frühlingsgaben. Erzählungen von Elise Freifrau von Hohenhausen, Max

von Schenkendorf, Eduard Messow, Freiherrn von Münchhausen, Ernst Wahlert, Julie Freifrau von Bechtolsheim, Alexis dem Wanderer u. a. m., herausgegeben von Dr. Fr. Raßmann. 1 Thlr.

Geweihten, die, der Nacht oder die Räubercolonie im Drachenthale. Ein Roman von T. Baron von P*****n. 4 Thle. 4 Thlr.

Hildebrandt, C., die Gemächer des Unglücks oder der Geprüfte. 3 Theile. 3 Thlr. 4 Gr.

Derselbe, Rollino der furchtbare Räuberhauptmann in den Apenninischen Felsklüften. 3 Theile. Mit einem Kupfer. 3 Thlr. 16 Gr.

Derselbe, das Vehmgericht oder die unsichtbaren Oberen. 3 Thle. Mit 1 Kupf. 3 Thlr. 12 Gr.

Johanna die Heldin der Bluthochzeit.

Ein Roman vom Verfasser der Paulowna. 3 Theile. 2 Thlr. 20 Gr.

Lady Glami oder der Kerker von Stirling. Ein Roman nach Walter Scott von Heinrich Müller. 3 Theile. 3 Thlr. 4 Gr.

Loda, die Lautenspielerin, und andere Erzählungen von Alexis dem Wanderer.

Robert. Ein Roman nach dem Englischen des John Blackwell. 3 Theile. 3 Thlr.

Samiel oder die Wunderpille. Farze mit Gesang und Tanz in 4 Akten und in Knittelversen. (Parodie des Freischützen.) Mit Beibehaltung der gesammten Musik von Carl Maria von Weber. 12 Gr.

Albiny, J., Heinrich von Lindenhorst oder die erfüllte Wahrsagung. Ritter-,

Pfaffen- und Geistergeschichte. 3 Thle. 3 Thlr. 4 Gr.

Derselbe, Marko oder das das Opfer der Treue. Romantische Geschichte aus dem Mittelalter. 20 Gr.

Bund, der schwarze. Vom Verfasser der Stimme des Unsichtbaren, des wandernden Gerippes u. a. m. 1 Thlr. 4 Gr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

17

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm,

Wilhelm Meisters Meisterjahre

Bd.: 2

Quedlinburg [u.a.] (1824)

P.o.germ. 1106 r-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116544-7